Schultze.

Von der

Falkenstrut zur Pilgerruhe.

Von der

Falkenstrut zur Pilgerruhe.

Familiengeschichten,

für die Nachkommen aufgezeichnet

von

den Geschwistern

A. Fr. Therese und Dr. Martin Schultze.

Mit 21 Abbildungen,
einer Schrifttafel und einem Musikstück.

Leipzig.
Verlag von Karl Scholtze.
1892.

Vorwort.

An unsere Freunde zunächst wendet sich dies Büchlein. Sollten die jüngeren unter ihnen aus diesen Unternehmungen und Schicksalen einfacher Leute für ihre Vorbereitung zum Kampf ums Dasein Nutzen ziehen können, sei es auch nur, indem sie lernen, wie man es nicht machen muß, um schnell empor zu kommen, so wäre dies der höchste Lohn für uns. Jedes Menschenleben kann ja als Spiegel für andere Menschen dienen, und alles hier Berichtete ist erlebt, nicht erdichtet. Für weitere Kreise dürfte das Buch vielleicht nur in so fern von einigem Interesse sein, als es ihnen immerhin einen Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit liefert. Was die Abfassung

der einzelnen Teile desselben betrifft, so muß ich für den ersten Abschnitt die Verantwortung allein tragen, der zweite ist fast ganz das Werk meines Bruders, und die beiden letzten sind in gemeinsamer Arbeit entstanden.

Darmstadt, im September 1892.

Therese Schultze.

Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.

Namen-Register.

A. Wachsen und Blühen.

---

1. Schlachtfeld und Waldfriede.

Auf dem Blutgefilde bei Kunersdorf lag am 12. August 1759, verwundet und zum Tode ermattet, ein junger preußischer Krieger, Heinrich Gottlieb Schultze. Sein Vater, Johann Christian, ein kurfürstlich sächsischer Justizbeamter in Meißen, war früh gestorben. Heinrich Gottlieb hatte in der Familie eines Hofrats zu Dresden eine gute Erziehung genossen. Für einen Jüngling damaliger Zeit war es die höchste Ehre, unter den Fahnen des großen Friedrich gedient zu haben, und so folgte auch Heinrich Gottlieb gern der preußischen Werbetrommel. Mit andern Verwundeten wurde er von Kunersdorf nach Stettin gebracht und dort glücklich geheilt.

Als der Hubertsburger Friede geschlossen war, glaubte der junge Mann, sich eine Lebensgefährtin wählen und einen eigenen Herd gründen zu dürfen. Aber das Los des preußischen Soldaten war auch im Frieden nicht die Ruhe. Er war inzwischen zum „Fourier" aufgerückt und als solcher gezwungen, seinen Wohnort häufig zu wechseln und sogar 1778 noch einmal nach Böhmen in den, glücklicherweise unblutigen, Krieg zu ziehen. Sein Sohn Heinrich Gottlieb, am 17. Juni 1769 zu Wurzen geboren, wurde in dem sagenberühmten Schilda (Schildau) bei Verwandten erzogen.

Als der kleine Heinrich Gottlieb ein Schulknabe war, beehrte einst der Kurfürst von Sachsen das Städtchen mit seinem

Besuche. Dabei kam die Rede auch auf die Schildbürger-Streiche, und der Kurfürst wünschte scherzend, einmal einen solchen Streich sehen zu können. Sofort wurde, unter Zuhilfenahme der Schuljugend, ein Aufzug improvisiert. Dabei wurden Fische in Vogelkäfigen transportiert, Laternen an ganz unpassenden Orten aufgehängt und dergleichen.

Als der Knabe herangewachsen war, kam er in die Försterei nach Triestewitz, etwa 1½ Meilen östlich von Torgau, um dort für das Forstfach sich auszubilden. Auf seinen einsamen Jagdgängen durchstreifte der junge Forstmann oft auch die Falkenstrut, eine Waldstrecke bei Zschakau, dem jenseit der Elbe gelegenen Vororte von Torgau. Dort stand ein Teerofen (Pechsiederei), dessen Besitzer der Pechmeister Schultze war. Hier war der junge Weidmann stets ein gern gesehener Gast. Doch war es wohl nicht gerade das tiefe Waldesdunkel und die stille Einsamkeit, was ihn anzog. In dem Hause des alten Pechmeisters wuchsen 6 liebliche Töchter auf, und diesen galt wohl hauptsächlich sein Besuch. Besonders färbten sich die Wangen der schlanken, blauäugigen Friederike dunkler, wenn durch den stillen Forst sein Waldhorn erklang.

Zuweilen kam auch hoher Besuch nach der Falkenstrut. Der Kurfürst selbst jagte gern in diesen Wäldern und kehrte dann gewöhnlich bei seinem „lieben Pechmeister" ein. Bei solchen Gelegenheiten erschienen natürlich nicht nur die Töchter des Hauses in ihrem besten Schmucke, sondern auch die Forstleute der Umgegend.

Doch es konnte nicht immer so bleiben. Der junge Heinreich Gottlieb trat in die Dienste des Oberstlieutenants von Egidy in Dresden. Er vergaß die Falkenstrut nicht. Aber erst im neuen Jahrhundert wurde aus ihm und Friederike ein Paar. Ihre älteste Tochter, Johanna, wurde 1806 noch in Zschakau geboren. In Dresden (Neustadt) erblickte sodann Heinrich August am 8. October 1808 das Licht der Welt.

Was in der Franzosenzeit die übrigen Schicksale der Familie waren, ist nicht bekannt geworden.

Als fünfjähriger Knabe befand sich Heinrich August mit Mutter und Schwester in Dahlen. Dort hatte sein Großvater, der alte Soldat des großen Friedrich, inzwischen eine Stelle als Steuereinnehmer erhalten. Eines Abends, es wird am 18. October 1813 gewesen sein, waren die Kinder zur Ruhe gebracht worden. Ein Geräusch wie ferner Donner hielt sie jedoch noch wach. Auf Heinrich's Frage, was denn das sei, wurde ihm erwidert, das sei der Kanonendonner der Schlacht bei Leipzig.

Als Napoleon's Macht gebrochen war, wurde der ehemalige Förster Heinrich Gottlieb als königl. sächsischer Steuereinnehmer nach dem thüringischen Städtchen Kindelbrück geschickt. Im zweiten Pariser Frieden, am 20. November 1815, kam das Städtchen mit andern sächsischen Landesteilen an Preußen, und kurz darauf wurde Heinrich Gottlieb's zweiter Sohn als „erster Preuße" daselbst geboren und deshalb Friedrich Wilhelm genannt.

Etwa gleichzeitig zog der ältere Heinrich Gottlieb als Pensionär zu seinem Sohne nach Kindelbrück, und nun hätte eine ruhige, glückliche Zeit für die vereinigte Familie beginnen können.

---

2. Heinrich August Schultze.

In Kindelbrück genoß Heinrich August den ersten Schulunterricht. Er war ein sehr lebhafter, aufgeweckter Knabe, der wohl oft durch seine Unruhe seinen Lehrern zu schaffen machte, sodaß der Lehrer sich einst nur dadurch glaubte helfen zu können, daß er ihn zum Fenster hinaus hielt, mit der Drohung, ihn hinunter zu werfen, wenn er nicht ruhiger werden wollte. Dabei sah man ihn seines liebenswürdigen, immer freundlichen Wesens wegen doch überall gern. Seinen Eltern und Geschwistern war er mit inniger Liebe zugethan. Vor seinem Großvater hatte er die größte Hochachtung und schwärmte für seine Soldatengeschichten. Durchziehende Truppen (in damaliger Zeit

nichts Seltenes) durch das ganze Städtchen zu begleiten, ihre Musikinstrumente, ihre seltsamen Trachten zu studieren, konnte er sich niemals versagen. Ein Regiment, aus dem Kriege heimkehrend, hatte nur noch einen Tambour gehabt, welcher durch sein ununterbrochenes Trommeln beim Marsch durch die Stadt den kleinen H. A. zur Bewunderung hinriß. Einst, bei der Suche nach einem Marder, hatten die Kinder einen französischen Flüchtling, einen Offizier, von Hunger und Durst ganz erschöpft, im Holzstall versteckt gefunden. Die Eltern versorgten ihn mit Speise und Trank. Sein Dank dafür, Louis Racine's „Religion" und „Grace" (Pariser Ausgabe von 1742), befindet sich noch im Besitz der Schultze'schen Familie.

Der „Günstedter Ablaß" (eine Art Jahrmarkt oder Messe) war für den kleinen H. A. der Inbegriff aller Glückseligkeit, nicht wegen der schönen Pfefferkuchenherzen und Mandelsterne, die es dort gab, sondern wegen der vielen herrlichen Musik, die in den Schau- und Schenkbuden zu hören war. Sein Eifer und seine Bewunderung ging einmal so weit, daß er sich heimlich von der Seite seiner Eltern wegschlich, um weltvergessen in der Ecke einer Schenkbude den Tönen der Jahrmarktsmusik zu lauschen. Nach Stunden angstvollen Suchens fanden ihn endlich seine Eltern schlafend in dem dunkeln Winkel.

In Kindelbrück vergrößerte sich Heinrich Gottlieb's Familie noch um 2 Kinder. Eine Tochter, Auguste, wurde 1819 geboren, ein Sohn, Karl Friedrich, 1820. Daselbst starb auch im hohen Alter der Großvater, 1819.

In dem nahen Weißensee, wohin die Familie im Anfang der zwanziger Jahre übersiedelte, setzte Heinrich August seine Schulstudien fort, zugleich die Kunst des Gesanges eifrig pflegend. Im Kirchen-Knabenchor nahm er mit seiner hellen Stimme und mit der unzweifelhaften Sicherheit im Treffen und Tonhalten eine hervorragende Stellung ein. Außerdem machte er sich mit dem Klavier und der Violine vertraut. Die Uebungen auf seines Vaters Waldhorn bereiteten ihm das größte Vergnügen.

Heinrich Gottlieb hatte sich in der Marktgasse zu Weißensee ein Haus gekauft, und seine Familie befand sich ihren bescheidenen Ansprüchen nach in guten Verhältnissen. Die älteste Tochter, Johanna, erhielt durch Vermittelung guter Freunde in Dresden (zu denen besonders der königl. sächsische Silberkämmerer Mieras gehörte) eine Stelle in einem vornehmen Hause bei einem adligen Fräulein. Heinrich August widmete sich, auf den Rat und mit der freundlichen Unterstützung des Superintendenten Pfister, dem Lehrerberufe. Aber schon am 14. October 1825 brachte eine schwere Erkältung dem Vater den Tod. Er galt bei seinen Mitbürgern als ehrenwerter, rechtschaffener Mann, bei seinen Vorgesetzten als zuverlässiger Beamter. Seine Familie verlor an ihm den Ernährer und den sorgsamen, liebevollen Gatten und Vater*). Seine geliebte Friederike „von der Falkenstrut" überlebte ihn noch um 22 Jahre. Sie starb 1847 am Erntedankfeste.

Seine Ausbildung als Lehrer erhielt Heinrich August in Erfurt auf dem Seminar, wo er auch seine musikalischen Studien unter M. G. Fischer, einem Schüler von Kittel, dem Schüler Joh. Seb. Bach's, fortzusetzen Gelegenheit hatte. Trotz seiner großen musikalischen Begabung und seines Fleißes gelang es ihm doch nie, ein mehr als oberflächliches Interesse bei seinem Lehrer Fischer zu finden. Er meinte, seine kleine, schwächliche Gestalt sei wohl daran schuld gewesen. Die großen, kräftigen Seminaristen, die den armen gelähmten Lehrer führen und im Rollstuhl fahren konnten, haben sich größerer Gunst zu erfreuen gehabt.

---

*) Von seinen Kindern starb der jüngste Sohn, Friedrich, zuerst. Er fand schon 1835 seinen Tod in der Unstrut. Johanna vermählte sich 1840 mit dem landrätlichen Sekretär C. Th. Schmidt in Inowraclaw. Sie starb jedoch, mit Hinterlassung von 2 Kindern, Marie und Alexander, schon wenige Jahre später. Fr. Wilhelm, der die Buchbinderei erlernt hatte und dieselbe in seines Vaters Hause in Weißensee betrieb, vermählte sich 1848 mit Friederike Rödiger aus Arnstadt und fand 1862 seinen Tod in Folge eines Sturzes. Er war ebenso musikalisch und von demselben freundlichen, liebenswürdigen Charakter wie sein Bruder Heinrich August. Seine Familie blüht noch in verschiedenen Städten des Thüringer-Landes. — Auguste starb 1868 in Berlin, wo sie in der Familie des Stadtgerichtsrats Heller lange Jahre eine Vertrauensstellung bekleidet hatte.

In Erfurt gab es viel zu sehen und zu hören: Schöne militärische Schauspiele auf dem Friedrich-Wilhelmsplatz (dem großen Paradeplatz), „vor den Graden", herrliche Konzertmusik in Vogel's Garten. Heinrich August, mit seinen Freunden, saß dann oben im alten Augustiner-Kloster, wo sich das Seminar befand, in den Zellenfenstern und lauschte den Tönen.

---

3. Nordhausen.

Im Jahre 1827 ging Heinrich August, als Lehrer ausgebildet, nach Nordhausen. Durch Privatstunden, Aushilfestunden im Gymnasium und in den anderen Schulen, dann als Präfekt des Schüler-Singchors, erwarb er seinen Lebensunterhalt. Von den wohlhabenderen Bürgern wurden diese jungen Leute, die noch keine feste Anstellung hatten, mit Freitischen und sonstigen Zuwendungen unterstützt*). Oft wußte Heinrich August nicht, wo den andern Tag Brod hernehmen; da klopfte es leise an seine Thür, und das alte freundliche Gesicht des Hochzeit- und Leichenbitters schob sich herein, um den Schülerchor zu einem Begräbnis zu bestellen. Es war üblich, daß die Kinderleichen der Vornehmen durch den Schülerchor nach dem Friedhofe zur Beerdigung getragen wurden, wofür die jungen Leute eine größere Geldspende erhielten.

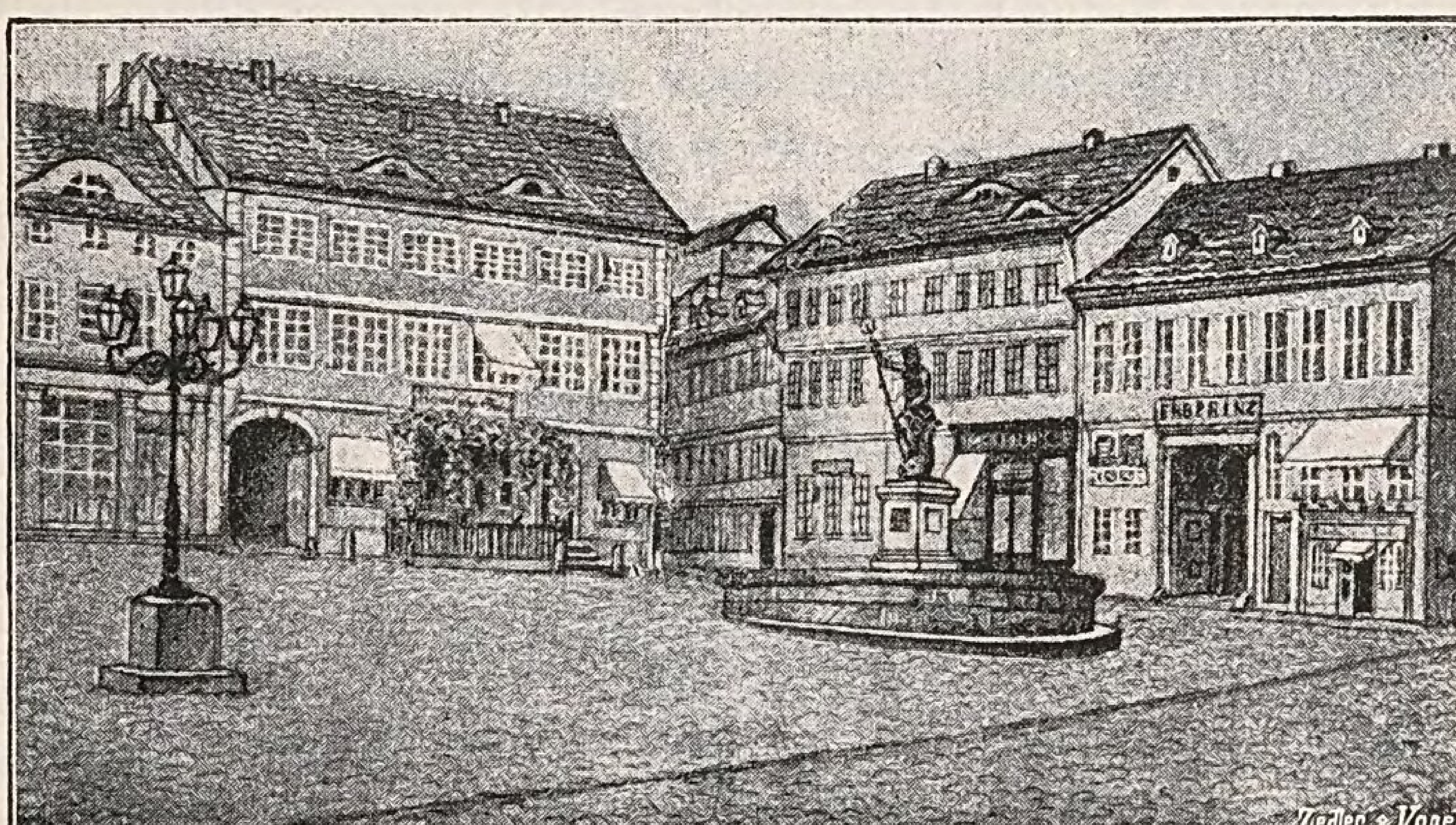
Unter den Privatschülern Heinrich August's war auch ein kleiner Sohn des ehrsamen Bürgers und Nadlermeisters Martin Emmert**) am Kornmarkt, der wegen Kränklichkeit die öffentliche Schule nicht besuchen konnte und deshalb im Hause unter-

---

*) In der Familie Leunig z. B. hatte Heinrich August längere Zeit einen Freitisch.

**) Martin Emmerts Großvater war im Anfange des 18. Jahrhunderts aus Ulm eingewandert. Dessen Sohn Johann Heinrich, geb. 1717, gründete 1762, als Obermeister der Seilerinnung, das Geschäftshaus am Kornmarkte, das noch jetzt im Besitz der Familie Emmert ist. Er starb 1775 an Blutvergiftung in Folge eines Stichs mit einer Spindel. Von seinen 11 Kindern übernahm Martin, geb. am 11. November 1764, nachdem er herangewachsen war, das Haus. Er vermählte sich 1802 mit Ernestine Rüffer, der durch seltene Vorzüge des Geistes und des Herzens ausgezeichneten Tochter einer befreundeten Familie. Sie war am 26. Juni

richtet werden mußte. Ein alter Freund der Emmert'schen Familie hatte „den jungen Schultze", der seit kurzer Zeit in seinem Hause wohne, als Lehrer für den kleinen Julius empfohlen. Das offene, freundliche, bescheidene Wesen des jungen Lehrers, seine Art, sich nett zu kleiden, aber besonders sein schönes Klavierspiel, hatten der Familie sehr gefallen. Vor allen waren es die beiden Frauen, die Mutter und die 20jährige Schwester*) des kleinen Julius, die ihn gern kommen sahen. Sie freuten sich schon, wenn er mit raschen, elastischen Schritten und fliegenden Rockschößen, das blauseidene Halstuch zierlich geknüpft, oben um die Ecke der Kranichstraße bog.



Kornmarkt in Nordhausen, 1865).**

Die folgenden Jahre sind wohl die glücklichsten seines Lebens gewesen. Am Tage viel Arbeit, von früh bis spät

1779 geboren. — Von allgemeinerem Interesse sind Martin Emmert's gleichzeitige Aufzeichnungen zur Geschichte von Nordhausen, die er 1787 begann und bis zu seinem Tode, 1842, fortführte. Von seinen 5 Söhnen, (Julius war schon früh gestorben) ließ sich der älteste, August, in Hamburg nieder, wo seine Familie noch jetzt blüht. Die übrigen, Karl, Franz und Eduard, kehrten, nachdem sie sich in der Welt umgesehen, zur Vaterstadt zurück, wo die beiden ersteren sich auch verheirateten. Franz's jüngster Sohn, Wilhelm, führt das Geschäft in seines Urgroßvaters Hause weiter.

*) Wilhelmine, geb. am 13. October 1806, dem Vorabend der Schlacht von Jena.

) Vom Emmert'schen Hause aus gesehen. Rechts die 1828 errichtete eiserne Statue des Neptun, von E. Rietschel. Im Hintergrunde mündet die **Kranichstraße.

Stunden geben (die Stunde für 2 Groschen), und Abends ein frohes Zusammensein mit Wilhelmine (Minchen). Mit ihr vierhändig zu spielen, oder ihre schöne Altstimme auf dem Spinett oder der Guitarre zu begleiten, war ihm das größte Glück. Der Vater und die Brüder Wilhelmine's waren meist abwesend, die Mutter, und oft auch Tanten und Nachbarinnen, bildeten das dankbare Auditorium der beiden jungen Künstler. Wenn Heinrich August mit seinem Schülerchor auf dem Kornmarkt vor den Häusern sang, wählte er stets die schönsten Motetten und Lieder aus, um die aufmerksam hinter dem Ladenfenster lauschende Freundin zu erfreuen. In der Kirche, bei Musikaufführungen, klangen seine Tenorarien noch einmal so innig und schön, wenn sein scharfes Auge Minchen unter den Kirchenbesuchern entdeckte, mit ihrem schwarzen Felbelhütchen mit rosenrot gefütterter, seitswärts aufgeschlagener, Krämpe, welche das, von dunkeln Locken umrahmte, liebe Gesichtchen frei ließ.



Junge Dame (Wilhelmine Emmert), 1828*).

Die ersten kleinen Kompositionsversuche trug Heinrich August in das Notenbuch seiner Freundin ein, und sie spielte und sang sie mit großem Vergnügen.

*) Einem auf der anderen Seite des Kornmarkts wohnenden Maler, Eichler, diente Wilhelminens liebliche Erscheinung, ohne ihr Wissen, zuweilen als Modell für seine Phantasiebilder.

Ein alter reicher Herr, Werther, Vater einer Schülerin von Heinrich August, der, selbst ein großer Musik- und Theaterfreund, die Liebe des jungen Mannes zur Musik, aber auch seinen schmalen Beutel, kannte, lud ihn oft ein, mit ihm zu Opernaufführungen nach Sondershausen zu fahren oder zu reiten. Das fürstliche Hoftheater, und besonders die Hofkapelle, befanden sich damals schon, Dank der Fürsorge und Gunst des Landesherren, auf einer seltenen Höhe. Die bedeutendsten Künstler konnte man dort zu hören bekommen. Für Heinrich August waren diese Besuche eine Quelle des reinsten Genusses und des eifrigsten Studiums. Kein Wind und kein Wetter hielt die beiden Kunstenthusiasten ab, wenn es galt, in Sondershausen eine neue Oper oder fremde, berühmte Sängerinnen und Sänger zu hören. Es kam natürlich auch vor, daß sich die beiden Opernbesucher bei furchtbarem Wetter in der Nacht verspäteten, und doch sollte Heinrich August am andern Morgen pünktlich vor der Klasse stehen. Das Rößlein mußte dann so ausgreifen, daß dem Reiter der Chausseeschmutz bis zum Kragen hinauf spritzte.

Heinrich August's sehnlichster Wunsch, eine feste Anstellung zu bekommen, um seine geliebte Wilhelmine heimführen zu können, sollte erst 1834 in Erfüllung gehen. Das Gehalt war zwar sehr klein, 105 Thaler, und die Stellung die denkbar unangenehmste, denn einer Horde von 100, oder noch mehr, von der Straße aufgelesenen Buben und Mädchen rohester Sorte sollte der junge Mann Lesen und Schreiben beibringen. Auch hätte Wilhelminen's Vater freilich einen wohlhabenden Bürgerssohn und Geschäftsmann als Gatten für seine einzige Tochter lieber gehabt, als den „armseligen Schulmeister". Den vereinten Bitten von Frau und Tochter gelang es aber, seine Einwilligung zur Verheiratung zu erlangen. Ein Freund Heinrich August's, ein junger Prediger in einem benachbarten Dorfe, traute das Paar.

Die kleine, sehr bescheidene Wohnung in der Hundgasse sah Jahre lang die zufriedensten Menschen, die es geben konnte.

Die geliebte Gattin, drei kleine Knaben*) und sein Lebenselement, die Musik, machten das ganze Glück Heinrich August's aus. Nur daß er von früh bis spät mit Stundengeben seine Zeit hinbringen mußte, bedrückte ihn vielleicht im Geheimen. Er fühlte die Kraft in sich, mehr zu leisten, als die Fingerübungen oft musikalisch wenig beanlagter Kinder zu überwachen. Doch niemals kam eine Klage über seine Lippen. Die Familie bedurfte der kleinen Zuschüsse, die das Privatstundengeld zu seinem Lehrergehalt lieferte; da gab es kein Bedenken, und jeder persönliche Wunsch trat in den Hintergrund. Der Abend vereinigte gewöhnlich die Familien Emmert und Schultze im alten Vaterhause am Kornmarkt, Heinrich August musizierend oder Noten schreibend, die Frauen mit Handarbeiten beschäftigt. Der kleine Martin wurde, in Ermangelung einer Wiege, in einer neuen „Backmolle“ (Mulde) aus dem Laden, wo derartige Sachen zum Verkauf standen, vom alten „Mariechen“, der fast neunzigjährigen treuen Dienerin des Emmert'schen Hauses, in den Schlaf geschaukelt.

Im Jahre 1839 siedelte die Familie Schultze mit den Eltern nach deren neugebautem Hause in der Töpferhagenstraße über, nachdem das Haus und Geschäft am Kornmarkt einem Bruder Wilhelminen's, Franz, übergeben worden war. Aber schon 6 Wochen darauf starb die gute Großmutter (im 60sten Lebensjahre) in Folge eines Falles auf der Treppe. Für den alten Großvater bildeten nun die 3 kleinen munteren Enkel die einzige Freude. Mit ihnen ging er spazieren, ihnen zeigte und erklärte er Bilder und mit ihnen teilte er die süßen Leckerbissen, die er im alten großen Schranke verwahrte. Im Herbst 1842 starb auch er nach kurzer Krankheit (im 78sten Lebensjahre).

Heinrich August hatte schon früher oft den Pastor Knorr, „Äditus“ an der St. Jacobi-Kirche, bei Krankheitsfällen vertreten. Nach dem Tode des alten Herrn, der zugleich Hauptlehrer an der Bürgermädchenschule der Unterstadt gewesen war,

---

*) Martin, geb. 11. Januar 1835; Julius, geb. 26. März 1836; Karl, geb. 12. August 1838.





Heinrich August und Wilhelmine Schultze, 1841.*)

bewarb sich Heinrich August um diese Stelle. Inzwischen war jedoch die Sitte in Nordhausen aufgekommen, daß derjenige Lehrer, welcher eine Kirchnerstelle erhielt, auf sein Lehrergehalt verzichten mußte. Dem bescheidenen, immer zufriedenen Heinrich August, der sich so eifrig um die Stelle bewarb, wurde also die Alternative gestellt, entweder nur Lehrer mit 105 Thalern zu sein, oder Lehrer und Kirchner mit einem etwas größeren Gehalte, das er sich aber erst, teilweise wenigstens, bei den Gemeindegliedern als vierteljährliche Abgabe („Umgang", im Volksmunde „Bratenpfennig") zusammenholen mußte. Die geräumige Amtswohnung und die gehobenere Schulstellung bestimmten ihn, das Letztere zu wählen.

*) Nach Oelgemälden von Hieron. Müller.

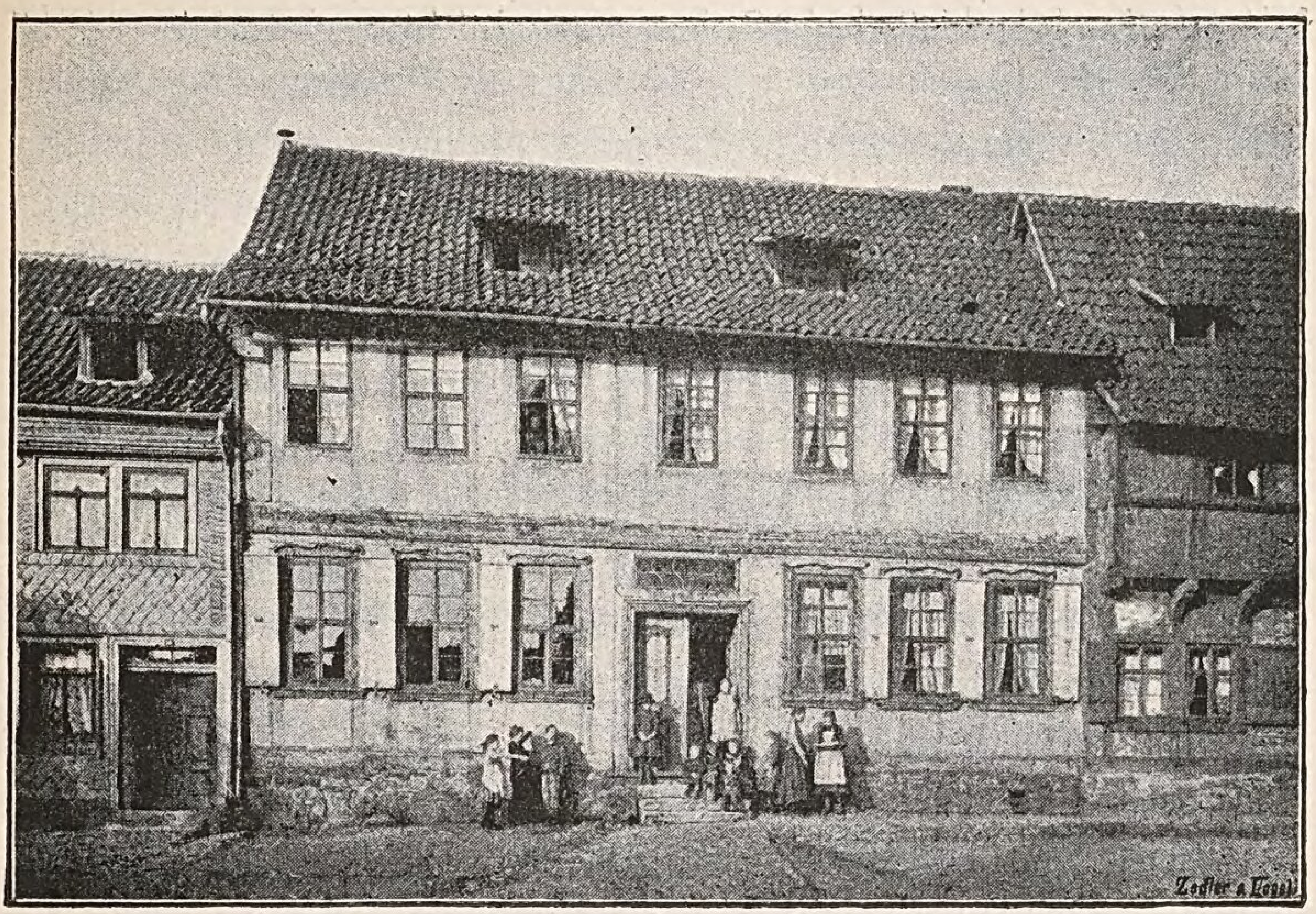
4. Auf dem Neustädter Kirchhofe.

Im Mai 1843 bezog die Familie Schultze das alte Schul- und Ädituatshaus auf dem Neustädter Kirchhofe. Es war durchaus kein schönes Haus, von außen sogar einer alten Räuberburg ähnlich, so schwarz und verräuchert sah es aus. Innen war es aber, trotz der schlichten weißgetünchten Wände und Estrichfußböden (drei Zimmer nur konnten sich tapezierter Wände und weißgescheuerter Dielenfußböden rühmen), licht und freundlich, trocken und warm. Unten war die zweifenstrige Wohnstube mit einem einfenstrigen Nebenstübchen und der Küche. Der Wohnstube und Küche gegenüber, auf der anderen Seite des Flures, befanden sich zwei Klassenzimmer der unterstädtischen Bürgermädchenschule, an welcher Heinrich August als erster Lehrer zu unterrichten hatte. Eine Treppe hoch lagen, außer einer großen dreifenstrigen Stube, noch 3 große Schlafzimmer und ein sehr nettes, freundliches Stübchen, welches zur Bibliothek eingerichtet wurde. Hier standen und lagen auf Regalen die Bücher und Noten. Die musikalischen Instrumente, ein Cello, mehrere Geigen, eine Bratsche, eine Guitarre, eine Posaune, ein Fagott und eine Flöte, hingen an den Wänden. Das alte Spinett stand später auch hier oben. Physikalische Apparate, Elektrophor, Wasserstoff-Feuerzeug, Leidener Flasche u. dergl., ein Schränkchen mit Chemikalien und verschiedene Naturalien-Sammlungen, für die 3 Söhne*) besonders wertvoll, füllten den Platz auf Gesimsen und „Kannrücken" aus. Zwei Treppen hoch gab es noch 2 Kammern, Trockenböden und einen Taubenschlag. Hinter dem Hause lagen 2 Höfe mit Holz-, Ziegen- und Hühnerställen und ein, bis zur alten, mit Wein besponnenen, Stadtmauer terrassenförmig aufsteigender, Garten mit einer Kastanienlaube und einem kleinen Gartenhäuschen.

Von den drei Ämtern, die Heinrich August nun bekleidete,

---

*) Karl, der jüngste der drei Brüder, ließ sich die Vermehrung dieser Sammlungen speziell angelegen sein. Von seinen Wanderungen im Harze kam er gewöhnlich schwer beladen zurück. Seine Taschen waren mit Steinen vollgestopft.



Schulhaus auf dem Neustädter Kirchhofe in Nordhausen, 1891.*)

war ihm das Organistenamt das liebste. Mit der größten Hingebung, ja, mit Begeisterung, faßte er den Organistenberuf auf. Ein Gottesdienst ohne Orgelspiel und Gesang war ihm undenkbar. Die Musik in der Kirche hielt er für eben so wichtig, wie eine gute Predigt. Und wenn sich nun, so meinte er, Prediger und Organist in dieser Hinsicht verständen, so könnten sie gemeinschaftlich Großes und Schönes wirken.

Heinrich August hatte lange Jahre das Glück, mit einem Prediger zusammen zu wirken, der ihn verstand. Der Pastor Fr. Th. Karl Abel hat es gern ausgesprochen, daß ihm während der Vorspiele zu den Hauptliedern oft die besten Gedanken zu seinen Predigten gekommen seien, so schön habe es sein Organist verstanden, in Tönen die Worte und Gedanken des Liedes zu malen und die Hörer zur Andacht zu stimmen. In die rechte Begeisterung zur Rede habe ihn erst das Orgelspiel und der Gemeindegesang (in welchen er, in der Sakristei umherwandelnd,

*) Links unten die Schulstube, über derselben, 3 Fenster, die „große Stube", daneben, 2 Fenster, die „Bibliothek".

mit seinem kräftigen, schönen Baryton einstimmte) versetzt. Die Gottesdienste waren stets gut besucht. Aus anderen Gemeinden sogar kamen die Leute, um den guten Prediger und den kunstfertigen Organisten zu hören. Es war ein erhebender Genuß, bei der Abendmahlsfeier die Einsetzungsworte und das Vaterunser, oder an großen Feiertagen die Präfationen, von Pastor Abel (mit leiser Orgelbegleitung) singen zu hören. Heinrich August hatte diese köstlichen Worte in Musik gesetzt.

Leider brachte das Jahr 1848 seine politischen Meinungsverschiedenheiten auch nach Nordhausen. Die Gründung einer freien Religionsgemeinde, infolge der Nichtbestätigung des von der Nicolai-Gemeinde gewählten Predigers, war kurz vorausgegangen und hatte die Gemüter sehr erregt. Der Gründer derselben, Prediger Eduard Baltzer, ein bedeutender Geist und ausgezeichneter Redner, dabei aber auch ein edler, vorzüglicher Mensch, fand außerordentlich viele Anhänger. Es war nur zu bedauern, daß die große Mehrzahl der letzteren so wenig den milden, versöhnenden und selbstlosen Geist ihres Predigers verstand und in seinem Sinne zu handeln glaubte, wenn sie anders denkende Menschen durch Gehässigkeit kränkte. Pastor Abel, als Vertreter des alten guten Glaubens, hatte viel unter den Ausflüssen dieser unedlen Gesinnung zu leiden, wie auch andrerseits dem Prediger Baltzer, infolge der Hetzereien seiner Gegner, trübe Erfahrungen nicht erspart blieben. Man vermengte die Religion mit der Politik. Es bildeten sich zwei Parteien, die sich auf's Heftigste befeindeten.

Es war gerade kein Glück zu nennen, daß Heinrich August mitten zwischen diesen unversöhnlichen Gegnern stand. Seiner ganzen Erziehung und Denkweise nach tiefreligiös, vaterlands- und königstreu, huldigte er weder der Orthodoxie, noch dem leichtfertigen Spott, mit dem man dieselbe zu bekämpfen suchte. Die Verwandten seiner Frau, lauter ehrenwerte, geachtete Männer, befanden sich dagegen meist im sogenannten Demokratenlager. Bei der heftigen Feindschaft, die beide Parteien zur Schau trugen, konnte es nicht fehlen, daß oft Heinrich August

bei seinen Vorgesetzten und den leitenden Kreisen ganz schuldlos in ein schiefes Licht kam.

Zu den 3 Söhnen hatten sich 1845 am 28. April und 1847 am 17. Januar noch 2 Töchterchen gesellt, Therese und Wilhelmine (ein 1849 am 23. Januar geborner kleiner Knabe, Gotthold, starb, ein halbes Jahr alt, am 1. August 1849; vergl. S. 10). Die älteste der letztgenannten Töchter bin ich selbst, die Schreiberin dieser Zeilen. Bis jetzt konnte ich die Thatsachen und Ereignisse nur nach schriftlichen und mündlichen Quellen schildern. Von jetzt ab wird es mir möglich sein, mehr aus eigener Anschauung zu erzählen.

---

5. Glückliche Kindheit.

Die Zinsen eines kleinen, von den Eltern ererbten, Kapitals reichten mit den geringen Amtseinkünften immer knapp nur hin, die Kosten für den großen Haushalt zu decken. Davon merkten wir Kinder bei der weisen Sparsamkeit und sorgsamen Haushaltsführung unserer guten Eltern keine Spur. Wir konnten die höchsten Lehranstalten besuchen und brauchten niemals gegen unsere begüterten Freunde und Freundinnen zurück zu stehen. Unsere Sonntagskleider waren stets tadellos. Daß die Schulkleider oft geflickt waren, bemerkte niemand, da unsere gute Mutter die Flicken so vorzüglich einzusetzen verstand, nach Muster und Faden, daß nur ein sehr geübtes Auge die vielen kleinen Bestandteile zu entdecken vermochte. Sonntags fehlte nie der Braten auf dem Tisch, und zu allen Feiertagen durchzog süßer Kuchenduft das Haus. Zu allen notwendigen, der Familie nützlichen Dingen war stets Geld in Mutterchens Kasse, zu unnützen nicht. Die nützlichen von den unnützen zu unterscheiden, lernten wir Kinder sehr bald, sodaß wir uns schon früh gewöhnten, keinen Wunsch auszusprechen, der nicht auch von den Eltern erfüllt werden konnte. Die Unersättlichkeit und der Neid der Jugend von heute war in unserer Familie vollständig unbekannt. Wenn sich je derartige Gedanken bei einem

oder dem anderen von uns regten, hatte unsere gute Mutter nur die eine ernste Erwiderung: Seht nach unten, nicht immer nach oben; seht die Armut und das Elend unter euch, da werdet ihr mit eurem Teil immer zufrieden sein. Und wir waren es auch und freuten uns des Daseins von einem Tage zum andern. Wir waren gesund (in 20 Jahren hat kein Arzt die Schwelle unseres Hauses überschritten), und die kleinen Schulsorgen vermochten niemals andauernd die Lebensfreudigkeit und Zufriedenheit in unserm trauten Familienkreise zu stören.

Die Erziehung von uns beiden Mädchen lag hauptsächlich in der Hand unserer Mutter, da der Vater von seinen Aemtern und in Mußestunden von seinen geistigen Arbeiten vollauf in Anspruch genommen war. Um die 3 Brüder hatte er sich in jüngeren Jahren wohl mehr gesorgt. Ein Erziehungsgrundsatz meines Vaters war: Der Lehrer oder Erzieher darf es nie bei den Kindern zu Ungezogenheiten kommen lassen. Wenn die Kinder ungezogen sind, haben Lehrer oder Erzieher ebensoviel Schuld, wie die Kinder. Durch unzählige Beispiele ist uns in späteren Jahren dieser Ausspruch unseres guten Vaters klar geworden. An zwei sehr kurze und treffende Regeln, die bei uns galten und mit Konsequenz durchgeführt wurden, erinnere ich mich jetzt noch mit Vergnügen: „Hände weg" und „Mund halten!"*) Viel unnütz geredet wurde überhaupt nicht bei uns, ebensowenig unnütz gestraft. Von unserm Vater hörten wir nie ein hartes Wort. Mutterchen war wohl zuweilen erregter. Gewöhnlich hatte sie sich über die Dienstboten geärgert, und unsere Lebhaftigkeit veranlaßte sie dann wohl zu einer unzufriedenen Aeußerung. Sonst war sie stets freundlich und gut und hat besonders durch ihr Beispiel auf uns Kinder großen Einfluß geübt. Ihre große Bescheidenheit und Selbstlosigkeit, ihre Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit, Ordnungs- und Wahrheitsliebe**), Abneigung gegen allen Schein, alle Falschheit und

*) Der Vater selbst griff nur ungern Gegenstände an, die ein anderer berührt hatte. Er ging deshalb nie ohne Handschuhe aus, um andern nicht die bloße Hand reichen oder gar Thürklinken oder Geld angreifen zu müssen.

**) Nicht zu verwechseln mit der Wahrheitsliebe, hinter welcher sich

Leichtfertigkeit haben wir erst so recht erkannt, als wir später Vergleiche anstellen konnten mit der großen Zahl unserer Bekannten in den verschiedensten Gegenden. Sie erschien uns immer in ihrer Güte und gleichmäßig milden, ruhigen Freundlichkeit als hoch über allen andern Frauen stehend. Ihre Welt war ihre Familie; für sie arbeitete und sorgte sie von früh bis spät. Die Stunden der Nacht waren ihr nichts, wenn es galt, einem ihrer Lieben durch ihr Wachen zu nützen. Leider wurde durch ihre schwächliche Gesundheit ihre rastlose Thätigkeit oft gehemmt. Nervöse Kopfschmerzen quälten sie zeitweise in den mittleren Lebensjahren bis zur Unerträglichkeit. Trotzdem hielt sie sich doch gewöhnlich bis Mittag aufrecht, um die Hauptarbeit in Küche und Haus zu thun oder wenigstens zu überwachen. Ich weiß mich einer Zeit noch zu erinnern, während welcher wir kein Dienstmädchen hatten, und nur Morgens und Nachmittags eine Aufwärterin die Reinigung der Zimmer und der Küche besorgte. Mutterchen wartete dann, wenn sie Kopfschmerzen hatte, mit Sehnsucht auf unser Nachhausekommen aus der Schule. Nun gab sie uns (die wir damals etwa 9 und 7 oder höchstens 10 und 8 Jahre alt waren) die nötigen Weisungen für das Mittagbrod und legte sich dann nieder. Jetzt begann eine emsige, möglichst geräuschlose Thätigkeit in der Küche. Biersuppe und Chokoladensuppe konnten wir kleinen Mädchen am besten kochen. Damit mußten wir abwechseln. Nun wurden Eier zerschlagen, es wurde Feuer geschürt und mit großen Kochlöffeln und Quirlen im Topfe gerührt. Dem Uebelstande der allzugeringen Körperlänge mußte ein Fußbänkchen abhelfen. Wenn wir die dampfende Suppe dann auf den Tisch brachten, und der Vater und die Brüder zufrieden waren und uns belobten ob unserer Geschicklichkeit, waren wir nicht wenig stolz.

Nur ein einziges Mal (es war in derselben dienstmädchenlosen Zeit) haben wir als Kochkünstlerinnen eine große Be-

---

nur Gemütsrohheit verbirgt. Rücksichtsvoll und schonend im Verkehr selbst mit dem Geringsten, ging sie aufgeblasener Selbstüberhebung gern aus dem Wege.

schämung erfahren müssen. Eines Sonntags wollte unsere Mutter zur Kirche gehen. Die Vorbereitungen zum Mittagessen hatte sie schon getroffen. Beim Weggehen trug sie uns nur auf, das Feuer unter dem großen Schmortopf zu unterhalten. Mit größter Gewissenhaftigkeit legten wir ein Stückchen Holz nach dem andern unter und freuten uns über die lustigen Flammen. Daß der Topf stark dampfte, wunderte uns gar nicht weiter, denn das that er ja sonst auch. Bruder Martin, damals Primaner, erzählte uns bei unserer Arbeit so reizende Märchen und so prächtige Geschichten von griechischen Göttern und Helden, daß uns die Zeit wie im Fluge verging. Mutterchen kam nach Hause und schickte sich eben an, die wohlschmeckende Rosinenbrühe zum duftigen Schmorbraten zu machen; aber, o weh! aus dem saftigen Fleisch war durch unsern Uebereifer ein Stück schwarzes Holz geworden. Zuerst gab es etwas lange Gesichter. Die Beschämung war unsere Strafe. Bald war jedoch die allgemeine Zufriedenheit und Fröhlichkeit wieder hergestellt. Die Brüder schälten mit Humor die holzähnliche Kruste des Bratens ab, und der Kern wurde doch noch mit der guten Brühe und dem nie mangelnden Appetite verzehrt.

Mutterchen trank des Abends vor dem Schlafengehen gewöhnlich eine Tasse starken schwarzen Thees, als Präservativ gegen die böse Kopfschmerzenplage. Vor 35 Jahren gab es die bequemen Einrichtungen der Spirituslampen und Petroleumkochherde noch nicht. Auf ziemlich mühsame Weise mußte Wasser in einem kleinen Kupfertöpfchen durch schnellbrennendes Reisigfeuer zum Kochen gebracht werden. Um Mutterchen vor Erkältung in der Küche zu bewahren, übernahmen wir beiden kleinen Mädchen diese Arbeit. Damit wir bei der etwas langweiligen Beschäftigung des Abends spät nicht einschlafen sollten, mußte der gute Bruder Martin die interessantesten Märchenprinzessinnen und die mutigsten Helden des Altertums ins Feld führen. Es gelang ihm auch stets, den Schlaf zu verscheuchen, denn niemand wußte besser und interessanter zu erzählen als er, und sein Gedächtnis schien unerschöpfliche Schätze von schönen Geschichten zu bergen.

6. Die Brüder.

Mein jüngster Bruder, Karl, der aber auch schon 7 Jahre älter war als ich, hatte wohl mehr über unsere Unaufmerksamkeit zu klagen. Er war von früh an ernst und streng in seinem Wesen, streng gegen sich, aber auch gegen andere, ein geborner Schulmeister, wie unsere Bekannten sagten. Selbst noch ganz unerwachsen, hatte er schon kleine Schüler und Schülerinnen, die er in den verschiedensten Gegenständen unterrichtete. Von meinen Eltern wurde ihm oft die Ueberwachung unserer Schularbeiten und unserer Klavier-Uebungen übertragen. Er nahm sich der Sache mit höchstem Eifer an, wie er überhaupt stets besorgt war, das Wohl der Familie zu fördern und ihre Ehre zu wahren. Zu den Schulprüfungen z. B. wurde er nie müde, uns vorzubereiten, zu überhören und zu ermahnen. Er ging dann auch selbst hin, um zu hören, was wir wußten.*) Bei unserm Klavierspiel versäumte er niemals, ein Lineal in die Hand zu nehmen, mit welchem er den Takt auf dem Klavierdeckel schlug. Daß oft nun bei Fehlgriffen das Lineal auf unsere Finger niedersauste, gefiel uns durchaus nicht, und wir hielten dies Experiment für eine ganz überflüssige Ueberschreitung der Befugnisse unseres Lehrers. Kaum war diese Erkenntnis in uns aufgedämmert, so waren wir auch (in vollkommenster Einmütigkeit wurde immer gehandelt) wie der Wind zur Thür hinaus und retteten uns hinauf in den Garten. Unser gestrenger Präceptor, dessen Gerechtigkeitssinn es nicht dulden wollte, daß wir ungestraft entkamen, war aber nicht viel weniger flink. Trotz Schlafrock und Filzpantoffeln setzte er den kleinen Flüchtlingen nach. Die kleine Minna war besonders gewandt und sicher im Laufen und Springen. Mit Leichtigkeit sprang sie von einer oberen Terrasse über einen Stachelbeerzaun und eine

*) Auch in späteren Jahren war er immer bedacht, der Familie zu nützen. Als ich einst leidend war, reiste er mit mir in ein Solbad. Als Martin, der sich gerade in Italien befand, von den Behörden in Oldesloe (§ 29) zu einer Vorstellung eingeladen war, fuhr Karl, noch müde von der Reise aus einer Sommerfrische, dorthin, um seinen Bruder zu entschuldigen.

Blumenrabatte auf den Weg der unteren Terrasse. Der Verfolger kam natürlich mit seinen viel längeren Beinen hinterdrein. Die Schlafrockszipfel und Filzschuhe flogen freilich dabei wild umher. Gewöhnlich faßte er aber doch nach diesem Riesensprung die kleine Ausreißerin, die nun mit kläglicher Stimme in die Worte ausbrach: „Mutter, Karl haut uns!“ Es dauerte auch nicht lange, so hörte man der Mutter Stimme in verweisendem Tone unten von der Hofthür her: „Du wirst ihnen ja wohl noch die Knöchelchen entzwei schlagen.“ Damit war für den Tag die Klavierstunde zu Ende.

Das Necken verstand Bruder Karl wie kein anderer, und besonders war's wieder die kleine Minna, die am meisten darunter zu leiden hatte. Sie hatte wohl einmal in den Repetitionen der Geographie nicht allein von einem Kleinasien, sondern auch von einem Kleinamerika etwas erzählt. Diesen Irrtum mußte sie immer wieder zu hören bekommen. Damals ahnten wir nicht, daß unsere kleine Schwester so viele Jahre ihres Lebens in Florida (gewissermaßen Kleinamerika) zubringen, daß ihr jüngstes Töchterchen (Ruth) ein Kind dieses Landes sein, und ihr einziger Sohn dort seinen Tod finden würde.

Bei Bruder Martin lernten wir am liebsten. Er verstand es, uns alles so wunderschön klar zu machen, verlor nie die Geduld und war immer freundlich und gut. Wir mochten ihn fragen, nach was wir wollten, wir erhielten Auskunft. Manche böse Vokabel, die gar nicht im Kopf sitzen bleiben wollte, suchte er unserm Verständnis durch Erklärung aus andern Sprachen, durch Ableitung und Zerlegung näher zu rücken. In den andern Fächern, wie Geographie, Geschichte, Litteratur, wußte er uns gleich von jeder Stadt, jedem Gebirge, jedem berühmten Manne und jedem litterarischen Werke so viel Interessantes zu erzählen, daß es sich unserm Gedächtnis einprägte. Und was das Seltsamste war, wir merkten niemals, daß er selbst etwas lernte und arbeitete. Wenn wir ihn danach fragten, antwortete er lachend: „Ja, wenn ich ein Buch in die Hand nehme, so sehe ich auch mit 10 Augen, während andere nur



Elisabeth und Ruth Meyer, 1891.*)

mit zweien lesen, und auf die Vorträge der Lehrer höre ich mit 10 Ohren, während andere kaum mit einem halben hinhören." So kam es, daß er beim Verlassen des Gymnasiums nicht bloß d a s wußte, was in der Schule gelehrt worden war, sondern noch manches andere. Mit dem Englischen, Italienischen, Russi=

*) Photographisch aufgenommen in Ocala, Florida. Vergl. § 31.

schen und Holländischen hatte er sich so viel allein beschäftigt, daß er unter den betreffenden Völkern fortkommen konnte. Auch das Hebräische war ihm damals schon eine ziemlich geläufige Sprache.

Während Karl bis in die Nacht hinein hinter seinen Büchern saß, im Sommer oft mit der Sonne aufstand und oben in der Bibliothek schon Stunden lang gearbeitet hatte, ehe sich die andern Hausgenossen aus dem Schlafe fanden, schienen die beiden älteren Brüder sich gar nicht zu quälen und mehr an ihr Vergnügen zu denken. Sie lasen drüben im Pfarrhause mit dem Sohne und den Töchtern Pastor Abel's und mit andern guten Bekannten, oft unter Leitung des kunstsinnigen Pastors selbst, klassische Dramen mit verteilten Rollen, oder Martin saß in der Bibliothek, spielte Klavier oder Cello und machte Posaunen- oder Flötenstudien. Vater und Mutter schüttelten zuweilen die Köpfe, wenn sie ans Examen dachten. Eine Tante, die Martin besonders zugethan war, tröstete sie dann wohl mit den Worten: „Der liebe Gott giebt's ihm im Schlafe.“ In der Schule war er immer zurückhaltend und drängte sich nie vor, so daß sein Direktor, Dr. Schirlitz, bei der Meldung zum Abiturienten-Examen, glaubte, ihn warnen zu müssen. Martin beharrte aber doch bei seinem Wunsche und — bestand die Prüfung zur Freude seiner Lehrer, an denen er mit großer Liebe und Verehrung hing, und seiner Eltern. Nun zog er fort nach Halle, zur Universität, und nur, wenn er zu den Ferien kam, hörten wir seine schönen Geschichten und Erzählungen noch.

Bruder Karl hatte, bei seinem großen Fleiße, sehr schnell die Realschule durchgemacht und war stets von seinen Lehrern belobt worden wegen seines Eifers und seiner Strebsamkeit. Er blieb lange klein an Körper, alle seine Freunde und Schulkameraden ragten weit über ihn hinaus. Einmal, bei Anwesenheit des Schulrates, sollte Karl eine besonders schwierige arithmetische Aufgabe an der Tafel ausrechnen. Seine Körperlänge reichte nicht hin. Der Schulrat sieht das und läßt ihn auf eine Fußbank treten.

Karl dachte erst, sich dem Bergfach oder Postfach zu widmen. Plötzlich kam ihm der Wunsch, doch auch zu studieren. Er wollte zum Gymnasium übergehen und sein Abiturientenexamen machen. Dazu fehlte ihm aber Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Mit seinem Fleiße und seiner Energie brachte er sich jedoch, meist ganz allein, in einem Jahre so weit, daß seiner Aufnahme in Obersecunda, und 1/2 Jahr später in Prima, nichts im Wege stand. Nach 2 Jahren verließ auch er das Vaterhaus, um in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren.

Bruder Julius war schon früher in die Fremde gezogen. Er hat sich am wenigsten an unserer Erziehung beteiligen können. Mit Secunda verließ er das Gymnasium, um bei einem Onkel (Eduard, einem unverheirateten Bruder unserer Mutter), der Uhrmacher war, in die Lehre zu treten. Er war deshalb nicht so viel zu Haus, wie die beiden anderen Brüder. Wenn er jedoch da war, half er uns auch, wo er konnte. Er spielte mit uns vierhändig, begleitete uns zu unsern Gesängen, sang mit uns Terzette und Duette, las mit uns Englisch und kurierte mit seiner geschickten Hand unsere zerbrochenen Häkelnadeln und Schmucksachen.

---

7. Neue Eindrücke.

Nun möchte ich von meinem guten Vater erzählen; aber wird meine Feder im Stande sein, dies goldene Herz, diesen schlichten, kindlich gläubigen Sinn, dies sonnig heitere, weiche Gemüt, diese hohe Begeisterung für alles Edle und Schöne recht zu schildern?

Wenn ich jetzt die Geisteswerke, in die er seine ganze Seele und Lebenskraft gelegt hat, die aber verdammt zu sein scheinen, nie ans Tageslicht zu treten, überblicke, so kommt mir immer Schiller's Jungfrau in den Sinn, als sie sagt: „Hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht!" Mein guter Vater konnte sagen: „Hätte nie mit süßem Zauber

Himmelsklang mein Herz berührt!" — Unendlich viele bittere Erfahrungen und Enttäuschungen wären ihm erspart geblieben, wenn er, ohne jeden höheren Gedanken, sein Leben lang seinen Schulkindern das A B C eingepaukt und in den Mußestunden seine Cigarren geraucht und sein Bier getrunken hätte. Er wäre von Groß und Klein geachtet und nach fünfzigjähriger Dienstzeit (41 Jahre hatte er schon gewirkt, als er, noch ganz rüstig, seine Stelle verließ) durch äußere Zeichen der Anerkennung geehrt worden. Doch ich will nicht bitter sein. Wir wollen dem lieben Gott recht innig danken für die kostbaren, beglückenden Güter, die er unserm Vater ins Herz gelegt hat.

In den vierziger Jahren begann sein Genius, mächtig seine Schwingen zu regen.*) Jeden freien Augenblick benutzte er, die schönen Melodieen aufzuschreiben, die seine Seele durchzogen. Er komponierte so leicht, daß er gern seinen Schülern und Schülerinnen zu jeder Unterrichtsstunde ein neues Klavierstück oder Lied aufschrieb. Während der Schulzeit genügte ihm oft schon die Frühstückspause, einen schönen Kanon oder ein dreistimmiges Lied nieder zu schreiben. In den Singstunden ließ er dann die Kompositionen von seinen Schülerinnen singen. Auf diese Weise konnte er sich gleich den richtigen Eindruck verschaffen und ausprobieren, ob seine Lieder sangbar waren und gut klangen. Andere Leute merkten davon nichts, nur sein Schulinspektor, der Pastor Abel, dem Neid unendlich fern lag, erfreute sich an den schönen, kunstvoll gesungenen Liedern**).

Eine mächtige Anregung, an größere Aufgaben heranzutreten, erhielt mein Vater 1844 bei Gelegenheit eines Be-

*) Schon früher waren einzelne größere Werke entstanden. Für einen Orchesterverein schrieb er 1835 sein „Divertimento für Fagott" und etwas später seine „Frühlings-Symphonie", ursprünglich ein Quintett. Im Anfang der vierziger Jahre entstanden einzelne kirchliche Chorsätze, die den Hauptteil der kleinen Kantate „Talitha Kumi" bilden. Endlich begann er um diese Zeit „Das Winzerfest", ein größeres Werk für Solo und Chor, das nach unseres Vaters Tode von Bruder Martin mit anderen Fragmenten zu der Oper „Die Sirene" vereinigt wurde. Von den liturgischen Kompositionen (Festsegen, Vaterunser, Einsetzungsworte) war schon oben, S. 14, die Rede.

**) Hier ist der Text zu einer Motette, den der Pastor für seinen Organisten dichtete; die Komposition scheint verloren gegangen zu sein:

suchs in seiner Vaterstadt Dresden, wo sein alter Pate, der schon erwähnte Königliche Silberkämmerer Mieras, ein guter Freund und ehemaliger Waffengefährte seines verstorbenen Vaters, wohnte.

Die Königl. Oper erregte natürlich des jungen Komponisten größtes Interesse. Wagner, damals in Dresden Hofkapellmeister, war ein aufgehendes Gestirn. Sein Glanz muß jedoch noch nicht sehr intensiv gewesen sein, denn ich wüßte nicht, daß mein Vater etwas von ihm erzählt hätte. Die großen Sänger und Sängerinnen bezauberten ihn mehr, als die Kapellmeister. Der Erfolg konnte ihm nur wenig imponieren. Er achtete im Musiker den Genius, nicht den berühmten Mann.

Der geniale Ludwig Böhner und der reichbegabte Anastasius Struve, die beide in unserm Hause verkehrten, standen ihm höher, als mancher berühmte Kapellmeister. Sie alle, die Sterne erster Größe am Gesangshimmel, hat er Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu hören, teils in Dresden oder Leipzig, teils in Sondershausen, besonders Tichatschek, Wilhelmine Schröder-Devrient, Jenny Lind, Henriette Sontag u. a. Sie haben ihn gelehrt, daß die schöne Menschenstimme das edelste Instrument ist, und daß alle Orchesterinstrumente nur dazu da sein sollten, die Pausen angemessen auszufüllen, höchstens eine ganz diskrete Stütze und Unterlage für die Menschenstimme zu bilden. —

Gott ist der Herr der Macht und Stärke,
Er trägt das All in seiner Hand,
Der Donner rollt, es zuckt der Blitz,
Es heult der Sturm, es braust das Meer,
Die Erde bebt in Ungewittern,
Und Wurm und Mensch und Welten zittern.

Der Sonne Strahlen scheinen,
Der Wolken Augen weinen,
Und Leben taut hernieder
In alle Erdenglieder.
So weit sich Wolken regen,
Quillt Gottes reicher Segen.

Herr, du bist groß, unendlich groß!
Wir ahnen deiner Allmacht Stärke,
Wir preisen deiner Liebe Werke,
Wir rühmen unser selig Loos.

Wenn ich jetzt zurückblicke auf den Lebensgang unseres guten Vaters, so steigt immer der Gedanke auf: Warum hat er sich damals in den vierziger Jahren nicht von seinen vielen Aemtern in Nordhausen frei gemacht und ist nach seiner Vaterstadt Dresden zurückgegangen? Als Geiger in der Königl. Kapelle hätte er gewiß durch Vermittelung seines Paten eine Stelle erhalten, und ein Plätzchen, wo er sein vorzügliches Orgelspiel verwerten konnte, hätte sich vielleicht auch im Laufe der Zeit gefunden. Wie ganz anders hätte sich dann wohl sein Leben gestalten können! Ich weiß nicht, ob die Eltern jemals den Gedanken der Uebersiedelung ernstlich erwogen haben. Ich glaube nicht; denn für Mutterchen, die in den ruhigsten Verhältnissen aufgewachsen, war jedenfalls die Idee, aus einer sicheren Stellung, mit unbestimmter Aussicht, in die Fremde hinauszugehen, undenkbar. Mein Vater war eben nicht Egoist genug, um die sichere Existenz seiner Familie seinen Privatwünschen zu opfern oder auch nur für einige Zeit in Frage zu stellen.

Die ersten Entwürfe zum Texte seiner patriotischen Oper „Ludwig der Römer“ (jetzt „Die Harfenritter“) überlegte er mit seinem Pastor Abel und mit einem Freunde, dem „Collaborator“ Nitsche vom Gymnasium. Beide waren ideal und dichterisch beanlagte Geister, ob sie aber Kenntnis von dem richtigen Aufbau und der Bühnenwirksamkeit eines Dramas und einer Oper hatten, weiß ich nicht. Das mußte wohl mein Vater aus sich selbst schöpfen. Voll der freudigsten Hoffnung, den Geist noch ungetrübt von herben Erfahrungen, legte er in dies erste große Werk die ganze Fülle jugendfrischer Begeisterung für die edelsten Güter des Herzens und Gemütes. Mit Feuereifer ging er an die Arbeit, und es waren gewiß für ihn die seligsten Stunden, wenn er oben in der großen Stube am Flügel saß und komponierte.*) Auch unten in der Wohnstube,

*) In unserer Nachbarschaft wohnte ein Tubabläser, Kühling. Zu ihm mußten wir Kinder öfter gehen und ihn bitten, einen Ton, den der Vater auf einem Zettel bezeichnet hatte und dessen Wirkung er prüfen wollte, zu blasen. Dann wurden die Fenster geöffnet, und eine Minute später klang der gewaltige Ton herüber.

am alten Spinett, hat er viel gearbeitet. Wir konnten lachen und plaudern, so viel wir wollten, das störte ihn nicht; nur singen oder irgend ein taktmäßiges Geräusch machen, durften wir nicht. Vor dem Weinen mußten wir uns jedoch am allermeisten hüten, denn das konnte er am wenigsten bei seiner Arbeit ertragen. Damit konnten wir den guten Vater auf Stunden aus der Wohnstube vertreiben.

---

8. Frohe Zeit.

Die Jahre vergingen in allseitiger emsiger Arbeit, aber auch nicht ohne anregende Zerstreuung. Die Eltern liebten beide die Geselligkeit und den Umgang mit gleichgesinnten Freunden. Der Vater, mit seinem heiteren, mitteilsamen Wesen, fühlte sich wohl in fröhlicher Gesellschaft, Mutterchen war gerne dabei, wenn's dem Vater gefiel. Und es gefiel ihm immer, da er alle Menschen für seine Freunde hielt. Es waren oft falsche Freunde dazwischen, die den Neid kaum verbergen konnten; der Vater merkte es aber nicht, oder wollte es nicht merken, um sich den Genuß der fröhlichen Stunden nicht verkümmern zu lassen. So bestanden unter seiner Leitung kleinere und größere Orchestervereine. Er komponierte für die Zahl und, oft sonderbare, Zusammenstellung der Instrumente, die zu haben waren, kleine Symphonieen und andere, von Dilettanten leicht auszuführende, Musikstücke (S. 23, Anm.). Für Festlichkeiten in seinem Kegelkränzchen oder dem Kaffeekränzchen der Mutter dichtete er scherzhafte Lieder mit leicht singbarem Refrain und bildete so meist die Seele der Gesellschaft, ohne sich in seiner Bescheidenheit doch vorzudrängen. Es brachte ihn in Verlegenheit, wenn man ihm Artigkeiten sagte. Mutterchen hat oft erzählt, er sei, z. B. bei festlichen Veranstaltungen in der Loge, deren Mitglied der Vater lange Jahre hindurch war, nach einem, mit einem Freunde zusammen ausgeführten, musikalischen Vortrage ganz bescheiden und still lächelnd an der Seite des Saales hin zu

seinem Platze geschlichen, während der Freund wie ein Fürst die Ovationen als einen ihm schuldigen Tribut entgegen genommen habe. Oft hatte der Vater die Hauptleistung bei der Sache geliefert, ja, zuweilen das Musikstück selbst komponiert. Die schönen Abende, an welchen der Vater mit meinen drei Brüdern Quartett spielte und sang, sind mir unvergeßlich. Mutterchen und wir kleinen Mädchen lauschten andächtig den schönen Harmonieen. Später, als sich unsere Stimmen entwickelt hatten, konnten wir auch gemischte Quartette der Mutter vorsingen.*)

Auch einen gemischten Gesangverein leitete mein Vater längere Jahre hindurch. Zuerst bestand derselbe aus den Bekannten und Freunden meiner Brüder und kam in unserer Oberstube zusammen; später, als er sich vergrößerte, diente der Saal eines Gasthauses als Versammlungsort.

Der Geburtstag unseres Vaters wurde stets vom Verein in festlicher Weise begangen.**) Die jungen Leute hatten dazu immer schon lange Zeit vorher Ueberraschungen und Freuden aller Art vorbereitet. So hatten sie einstmals heimlich, ohne daß der Vater eine Ahnung davon bekam, bei uns in dem leer stehenden Klassenzimmer (die Mädchenschule war in ein größeres Haus verlegt worden) eine kleine Bühne errichten lassen, ganz hübsch, mit drei verschiedenen Scenerieen. Ein Zimmer, eine

*) Zum letzten Male sangen wir, nicht ohne Wehmut, des Vaters Lieder ein Jahr nach seinem Tode, wenige Tage vor Schwester Minna's Abreise nach Amerika (§ 31). Wir 4 Geschwister (das Quartett „aus froher Zeit") saßen mit der Mutter im Oldesloer Schulgarten auf unserm Lieblingsplätzchen hinter dem Gartenhause an der wilden Rosenhecke. Die beiden Kinder meiner Schwester, die sonst nicht viel Neigung zum Stillsitzen hatten, lauschten ganz ruhig und aufmerksam den mit leiser Stimme vorgetragenen lieben Weisen, und der Ernst dieser kleinen Abschiedsfeier schien ihnen sehr verständlich zu sein.

**) In der Familie wurde die Geburtstagsfeier gewöhnlich durch ein Ständchen eingeleitet, das wir dem Vater früh morgens vor der Thür seines Schlafzimmers brachten. Es wurde den Brüdern nicht leicht, uns Kindern unsere Stimmen ohne Wissen des Vaters einzuüben, denn ein dunkler Drang zog ihn immer dahin, wo Musik erklang. Einst gelang es uns aber doch, ihn vollständig zu überraschen. Wir hatten das eben erst vollendete Gebet aus seinem „Domenico Fontana" (jetzt „Nitokris", Nr. 16e) eingeübt, und die unerwarteten Klänge entlockten ihm Thränen der Rührung.

Straße, und eine Gefängniszelle konnten die Coulissen darstellen. Ein schön gemalter Vorhang schied die Bühne vom Zuschauerraum. Aus der Oberstube wurde der Flügel heruntergebracht und, um Raum zu ersparen, mit dem spitzen Ende in die Coulissen geschoben. Des Abends prangte auf dem Ehrenplatze ein prächtiger gepolsterter Armstuhl (das Geburtstagsgeschenk des Vereins), zu welchem mein Vater dann im Triumph geführt wurde. Bruder Karl trug auf dem Klavier mit Bravour eine rauschende Ouverture vor, und der Vorhang rollte auf. Mit großem Geschick wurden von Mitgliedern des Vereins kleine Lustspiele aufgeführt. Nach der Theatervorstellung wurde in den oberen Räumlichkeiten gewöhnlich noch das Vergnügen fortgesetzt durch Gesang, Spiel und Tanz. Das Theaterspielen fand bei den Angehörigen und Freunden der Beteiligten so viel Anklang, daß es oft wiederholt werden mußte. Es wurden auch verschiedene Variationen angebracht. Die musikalischen Leistungen zu Anfang erfuhren Veränderungen. Das eine Mal eröffnete ein schön gespieltes Trio, das andere Mal ein Streichquartett, dann wieder einmal eine „Kindersymphonie" eigener Komposition den Abend. Einmal wurde ein Lustspiel durch lauter junge Herren aufgeführt, ein andermal durch lauter junge Damen. So hatten die kleinen Theaterabende viel Anziehungskraft, und der Zuschauerraum war oft so voll von Menschen, daß kein Apfel zur Erde konnte. Viel Geld durften diese Veranstaltungen den Eltern nicht kosten, das hätte auf die Dauer ihre Kasse nicht ertragen. Die Leute kamen auch damals des Essens wegen noch nicht zusammen, und es wäre den jungen Herrn und Damen gewiß nichts weniger als angenehm gewesen, wenn man sie Stunden lang an einen und denselben Platz hätte bannen wollen. Ein Glas Punsch, eine Tasse Thee, kalte Getränke, Backwerk und Obst waren die Leckerbissen, die gereicht wurden. Wie sehr lieb den jungen Leuten und ihren Angehörigen der anregende, fröhliche und harmlose Verkehr in unserm Hause war, und mit welcher Liebe und Verehrung sie alle an unserm Vater hingen, wurde mir recht klar, als ein junger Mann, der eine auswärtige Stellung

erhalten hatte, kam, Abschied zu nehmen. Die Thränen traten ihm dabei in die Augen. Ich saß, ein kleines Mädchen, im Hintergrunde des Zimmers, bemerkte mit scharfen Kinderaugen die Thränen und wunderte mich damals, wie man so ohne Grund weinen konnte. Später lernte ich das auch verstehen.

Die Familienspaziergänge leben mir noch deutlich in der Erinnerung. Es fanden sich dazu oft 20 und noch mehr Personen ein, Verwandte und Freunde, alt und jung. Es wurde gemeinsam, bei schönem Wetter, in fröhlichster Stimmung nach einem Walde oder Dorfwirtshause gezogen, um dort Kaffee zu trinken. Eine ganze Schar Kinder befand sich gewöhnlich dabei, die sich königlich freuten, wenn sich jemand von den Erwachsenen mit ihnen beschäftigte. Ein besonderes Vergnügen für uns war es, wenn unser Vater mit uns spielte, uns Reisebeschreibungen aus dem Stegreif erzählte*) oder ein kleines Orchester aus uns zusammenstellte. Des Abends, auf dem Heimwege von solchen Spaziergängen, wurde gewöhnlich auf einer lichten Anhöhe noch einmal kurze Rast gehalten, die sangeskundigen jungen Herrn und Damen aus der Gesellschaft wurden zusammen gerufen, und ein schönes vierstimmiges Abschieds- oder Abendlied ward in die dunkelnden Thäler gesandt.

Unsere Verwandten, die Brüder meiner Mutter (S. 7, Anm.), mit ihren Frauen, den beiden freundlichen Tanten Friederike, trugen auch viel dazu bei, daß unsere Kindheit so herrlich sich gestaltete.

Der eine Onkel, Karl, hatte auf seinem großen Hofe ein regelrechtes Karussell erbauen lassen, auch durften wir dort in Gemeinschaft mit unsern etwas jüngeren Vettern die hölzernen Vögel mit Armbrust oder Stechvogel abschießen und uns im Stelzenlaufen und dergl. Kunstfertigkeiten üben. Die niedlichsten Sachen aus Holz schnitzte uns seine geschickte Hand.

*) Zu seinen Eigentümlichkeiten gehörte es, viele bildliche Ausdrücke, die zum Teil dem Reiter- und Kriegerleben entnommen waren, bei seinen Reden und Erzählungen anzuwenden. Auch unsere Mutter hatte immer ein treffendes Sprichwort oder einen schönen Sinnspruch bei der Hand, womit sie uns Kindern den richtigen Weg bezeichnete in für uns zweifelhaften Fällen.

Der andere Onkel, Franz, versammelte oft die ganze Kinderschar in seinem Obstgarten, draußen vor dem Thore, wo auch ein Karussell stand, sowie eine riesige Schaukel, welche uns hoch hinauf bis in die Zweige der Apfel- und Birnbäume hob. Kleine Bäumchen wuchsen auch dort, die außer rotwangigen Aepfeln zuweilen noch Brezeln und Kringel trugen.

Den dritten Onkel, Eduard, der unverheiratet war, hatten wir ebenfalls sehr gern. Er war immer heiter und freundlich, sang, wenn Gesellschaft war, die drolligsten Lieder und Couplets und versorgte uns mit hübschen Spiel- und Schmucksachen.

---

9. Ludwig der Römer.

Als meine Brüder nach einander das Elternhaus verlassen hatten, wurde es stiller bei uns, nur die Universitätsferien zauberten die alte volle Fröhlichkeit wieder hervor. — Mein Vater arbeitete viel, jeden freien Augenblick, den ihm seine Aemter ließen, benutzte er zum Komponieren und Notenschreiben. Seine Oper war gegen die Mitte der fünfziger Jahre vollendet. Die Beschäftigung mit Musik hatte ihm schon manche Bemerkung seitens seiner Vorgesetzten*) eingetragen. Auf der liberalen (demokratischen) Seite stieß er durch die patriotische Tendenz seiner Oper an.

So bereitete sich langsam die durch Neid genährte Abneigung beider politischen Parteien gegen unsern Vater vor. Er stand ganz allein, ließ sich aber damals durch nichts beirren, sondern ging ruhig und zuversichtlich seinen Weg weiter. Ob er die Oper, als sie vollendet war, an Bühnendirektionen gesandt hat, habe ich nie recht erfahren. Ich glaube es aber wohl, da er sich früher eine ganz andere Vorstellung von dem Theaterwesen machte, als zuletzt, wo er genau wußte, daß es auf nichts

*) Pastor Abel hatte Nordhausen verlassen und war nach Magdeburg übergesiedelt.

weniger, als den Wert eines Geisteswerkes, ankommt, wenn nur Name, Empfehlungen und Verbindungen gut sind.

Mit fabelhaftem Fleiß, eiserner Energie und unbegreiflicher Geduld verfolgte er nun das Ziel, seine Oper selbst zur Aufführung zu bringen.*) Sein Gesangverein bildete die Hauptstütze seines schwierigen Unternehmens. Er vertrat sicher den Chor und das Ballett. Von den anderen Teilnehmern waren viele bis zum letzten Augenblick unentschlossen. Für die Männerchöre wurde die Liedertafel gewonnen, an deren Spitze Friedrich Thiele, ein Freund des Vaters, mit einer prächtigen Barytonstimme begabt, stand. Zu den anderen Solopartieen fanden sich auch schöne Stimmen, die zwar, mit Ausnahme eines einzigen Herrn, noch nie an so große Aufgaben herangetreten waren, dieselben jedoch, Dank ihrem Fleiße und ihres Lehrers unermüdlicher Geduld, ganz gut bewältigten. Die gemeinschaftlichen Proben kamen endlich im Winter 1855 heran.

Ohne seine drei tapferen Söhne (Martin, Student, 20 Jahre, Julius, Uhrmachergehilfe, 19 Jahre, und Karl, Primaner, 17 Jahre) wäre dem guten Vater doch wohl die Last der Arbeit zu schwer geworden. So viel Zank und Streit gab es bei den Proben zu schlichten, daß oft an den Gesang gar nicht gedacht werden konnte. Mutterchen saß mit uns in banger Sorge zu Hause, während der Vater mit den 3 Söhnen zur Probe gegangen, und vom Dienstmädchen ein ganzer Tragkorb voll von des Vaters Hand geschriebener Noten nach dem Theatergebäude geschafft worden war. Grog und Punsch durften nicht gespart werden, um die Widerwilligen in dem nur unvollkommen heizbaren Hause bei guter Laune zu erhalten. Kam es doch vor, daß die Musikanten, denen ja freilich zuweilen viel zugemutet wurde**), die Noten zuklappten, ihre Instrumente

*) Es muß hervorgehoben werden, daß es doch, trotz prinzipieller Abneigung gegen alles, was man damals patriotisch nannte, hauptsächlich Anhänger der liberalen Partei waren, welche das Werk zum Gelingen brachten.

**) Vier Hörnerstimmen mußten von zwei Hornisten geblasen werden. Jeder von ihnen mußte daher immer hin und her blicken, wenn dies oder jenes Horn ein Solo hatte. In einer der Stimmen fand sich noch später die Bemerkung: „Mocke, gucke ins andere Horn!“

einpackten und erklärten, nicht mehr spielen zu wollen, oft aus den nichtigsten Gründen. Es handelte sich für sie auch um die Geldfrage. Als dann später bei der Auszahlung mein Vater noch etwas mehr gab, als sie verlangten, waren sie ganz gerührt und bedauerten wohl ihr früheres Benehmen. Nachdem mein Vater verschiedene kleine Aenderungen vorgenommen, auch für den Barytonisten in wenigen Tagen noch eine glänzende Arie geschrieben hatte, ging die Sache besser, die Leute wurden gefügiger, ja, es meldeten sich sogar noch einige Herren zum Mitspielen im Orchester. Der Vater meinte, sie kämen wohl nur, um das Werk umwerfen zu helfen. Zur Ehre der Nordhäuser sei es jedoch gesagt, daß sich alle Beteiligten bei den Aufführungen musterhaft gehalten haben und jeder sein bestes Können eingesetzt hat.

Um die polizeiliche Erlaubnis zur Aufführung seiner patriotischen Oper zu erlangen, mußte sich mein Vater verpflichten, an die Armenkasse eine bestimmte Summe zu zahlen, die für die erste Aufführung auf 200 Thaler festgesetzt wurde. An allen drei Abenden (12., 14. und 17. December 1855) war das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt und spendete reichen Beifall. Am ersten Abend mußten sogar viele wegen der Ueberfüllung abgewiesen werden. Die Aufführungen gingen gut. Mutterchen saß mit uns beiden kleinen (10- und 8jährigen) Mädchen unten im Parterre, einige Reihen hinter des Vaters Dirigentenpult. Nach den Aktschlüssen, wenn der Beifallsjubel verrauscht war, kam der Vater leuchtenden Auges immer zu uns und wechselte mit der Mutter einige Worte. Meine drei Brüder befanden sich auf und hinter der Bühne in angespanntester Aufmerksamkeit und Thätigkeit. Martin und Julius waren auf der Bühne immer da, wo die Einsätze der Chöre schwierig waren, einmal zwischen den Rittern, dann wieder bei den Bauern und Knappen, oder Martin kommandierte aus den Coulissen heraus das Ballett und die Tänze. Karl stand als Inspicient mit dem Klavierauszuge und der Klingel hinter der Scene. Trotz seiner Jugend beugten sich alle willig

seinem Kommando. Ein Blick seiner scharfen, ernsten Augen (seine Nasenflügel pflegten sich dabei leicht aufzublähen, sodaß sein jugendliches Gesicht einen furchtbar energischen, martialischen Ausdruck erhielt) genügte oft schon, die hinter der Bühne in gemütlicher Eintracht zechenden feindlichen Ritterscharen an ihre Pflicht zu mahnen. Die Solopartieen lagen sämtlich in guten Händen. Der Titelheld, der junge Kurfürst von Brandenburg, fand einen sehr guten Vertreter in einem jungen, mit schöner Erscheinung und brillanter Tenorstimme begabten, Bankbeamten, Martin Aderholdt. Tyl Brück wurde prächtig von dem Kaufmann Friedrich Thiele gegeben, einer stolzen, imponierenden Figur mit schwarzen, feurigen Augen und einer herrlichen, klangvollen Barytonstimme. Der zweite Tenor, Graf von Lindow, war der Bibliothekar Karl Kramer, früher Opernsänger an verschiedenen größeren Bühnen, vollendeter Sänger und Schauspieler, der sich um das Zustandekommen der Aufführung besonders verdient gemacht hatte. Landeshauptmann — Brennereibesitzer August Becker, mit seiner dröhnenden Baßstimme. Der Pächter Ephraim — Kaufmann Karl Gipser, vortrefflicher Schauspieler. Prinzessin — Frl. Henriette Gothe, eine edle, hoheitsvolle Erscheinung mit sehr schöner Sopranstimme. Margarete, die Gesellschafterin der Prinzessin — Frl. Emilie Thiele, eine liebliche Erscheinung mit einem sammetweichen Mezzosopran. Der Page und die Schenkin wurden, weil sie nicht zu gleicher Zeit aufzutreten hatten, von einer jungen Dame, Frl. Therese Lemcke, ausgezeichnet dargestellt und gesungen. Der Damenflor des Chores und Balletts ließ nichts zu wünschen übrig, er prangte in jugendlicher Schönheit und natürlicher Grazie. Das Orchester, die städtische Musikkapelle, hätte zuweilen etwas diskreter sein können, die Leute gaben sich jedoch alle mögliche Mühe, den Winken des Dirigenten, die oft so feurig waren, daß mancher Lampencylinder und die silberne Lyra des Taktierstabes ihnen um die Köpfe flogen, nachzukommen.

In verschiedenen Musik- und Theaterzeitungen erschienen

günstige Referate, in denen von Beifallssturm, Hervorruf des Komponisten, glänzenden Partieen, effektvollen Nummern, Frische und Reichtum der Melodieen, geschmackvoller Harmonisierung und Instrumentation und dem Prophezeien einer günstigen Zukunft die Rede war. Die Leipziger „Illustrierte Zeitung" brachte das Lied: „Ein Fürst zu sein" (Harfenritter, Nr. 10 b).

Diese Opernaufführung war ein Ereignis in Nordhausen,*) und viele, glaube ich, freuten sich aufrichtig und gönnten meinem Vater den Erfolg. Manche aber waren da, die der Neid nicht ruhen ließ. Wie sie schon die Vorbereitungen zu der Aufführung zu hemmen gesucht hatten, so trachteten sie nun, die weitere Ausbreitung zu hintertreiben. Mein Vater hatte von dem kunstsinnigen Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen die Erlaubnis erhalten, seine patriotische Oper mit demselben Dilettanten-Personal, aber unter Benutzung der Fürstl. Hofkapelle und des Hoftheaters, in Sondershausen aufzuführen.

Es erhoben sich jedoch so viele Schwierigkeiten und Bedenken unter den Mitwirkenden, von andern Seiten wurde so vortrefflich geschürt, daß dieser sehnlichste Wunsch meines Vaters, dessen Erfüllung ihn jedenfalls ein ganzes Stück weiter gefördert hätte, zu scheitern drohte. Den Ausschlag gab es dann, daß der Vertreter einer der Solopartieen, sonst einer der sichersten Teilnehmer, durch äußere Gründe an der Mitwirkung verhindert wurde. Leider war die Kasse unseres Vaters schon durch die Nordhäuser Aufführungen so erschöpft, daß an das Engagieren eines fremden Sängers, ganz abgesehen von der Mühe des Einstudierens und von sonstigen, bei der längeren Verzögerung möglichen, Zwischenfällen, nicht gedacht werden konnte. So zerfloß dieser schöne Plan, das Werk einem weiteren kunstsinnigen Publikum vorzuführen, in nichts. —

*) Die Stadt hatte zwar der Welt schon große Gelehrte (den Reformator Justus Jonas, den Philologen Fr. Aug. Wolff, den Orientalisten Wilh. Gesenius) gegeben, auch hatten die Künste immer eine gute Stelle daselbst gefunden; speziell in der Musik hatten sich Schröter, Mühling, F. Buchmann, Sörgel, S. Seiffart u. a. ausgezeichnet); aber Kunstwerke von der Bedeutung einer großen Oper waren wohl bis dahin noch nicht in Nordhausen entstanden und von einheimischen Kräften aufgeführt worden.

10. Fruchtlose Mühe.

Unermüdlich war der gute Vater im Abschreiben des Klavierauszuges, um die Oper verschiedenen Bühnen vorzulegen. Oft kamen die Pakete ganz uneröffnet zurück, immer mit derselben nichtssagend ablehnenden Antwort. In seiner Bescheidenheit*) und Unerfahrenheit in dieser Art von Geschäften, gab er schließlich seiner schönen Oper selbst die Schuld und glaubte, sie sei wohl nicht nach dem Geschmack der Herren vom Theater. Er fing an zu streichen, zu ändern und umzuarbeiten. Martin leistete ihm dabei, wenn er in den Ferien zu Haus war, wesentliche Dienste. So war bald aus einer vieraktigen eine fünfaktige Oper entstanden, die Zeit, der Schauplatz und die Personen verändert. Später erfuhr die Oper noch eine weitere Umänderung;**) in der vierten Gestalt endlich (als „Die Harfenritter") wurde sie in Erz gegraben, um so der Nachwelt zu verbleiben. In jeder Form und Gestalt ist sie den Bühnen vorgelegt worden, jedoch immer vergebens. Oft nahmen sich die Herren Theaterdirektoren gar nicht die Mühe, die schön geschriebenen Noten zurückzuschicken und zu antworten. Später sollte uns auch dies Rätsel gelöst werden. Ein Freund, der viel Erfahrung und Weltkenntnis besitzt, schrieb, als er davon hörte: „Und wenn Apollo selber käme, und brächte den Theaterdirektionen eine Oper, sie würden sie nicht annehmen. Wer nicht zu einer Clique oder Coterie gehört, für den ist es ganz unmöglich, ein Werk anzubringen." Damals wußte aber der Vater von diesen liebenswürdigen Eigenschaften der Menschen noch nichts.

*) Die Bescheidenheit wird wohl erblich in der Familie gewesen sein. Schon unser Urgroßvater (S. 1) schreibt in seinen Aufzeichnungen, da er von den unglücklichen Schlachten von Kunersdorf und Züllichau berichtet, in einer Anmerkung ganz bescheiden: „Bey beyden war ich zugegen und ward bey der erstern ins rechte Bein geschossen".

**) Die erste Umgestaltung führte den Titel „Die Wickinger", hieraus entstand dann „Welf und Waiblingen". Aus Bruder Martins Feder flossen ferner 2 Texte zu kleineren Opern, nämlich ein italienischer, „Il Gondoliere", und ein deutscher, „Der Leanderturm". Beide, um 1860 entstanden, bezeichnet er selbst als Studienarbeiten.

Er machte den Entwurf zu einer zweiten Oper. Mit freudiger Hoffnung und Zuversicht ging er ans Werk und glaubte in seiner Harmlosigkeit, mit diesem zweiten Werke den Geschmack der Herren zu treffen. Die Melodieen quollen unter seinen Fingern, in dem alten Spinett rauschte es oft wie hundert Harfen zugleich, wenn der Vater des Abends, aus einer Gesellschaft heimkehrend, sich noch ans Instrument setzte.*) Er vergaß dann vollständig Ort und Zeit, wenn er so in seine Phantasieen vertieft war, und es bedurfte nicht selten erst der leisen Mahnung der Mutter, daß die Nachbarn nun wohl auch schlafen wollten, um ihn selbst ans Schlafengehen zu erinnern.

Nach kaum 10 Monaten, schon 1857, war die Oper, „Domenico Fontana oder der Obelisk“ (jetzt „Nitokris“), vollendet. Den Text hatte er sich, dies Mal mit Vermeidung der deutschen Geschichte und des Patriotismus, auch zu diesem Werke selbst geschrieben. Er behandelte eine Begebenheit aus der Zeit des Papstes Sixtus V. Der Held war ein Baumeister, Domenico Fontana, der wegen Uebertretung des Gesetzes, welches die Führung von Waffen verbot, zum Tode verurteilt ist. Dem Leben, seiner Kunst und seiner holden Braut wird er jedoch zurückgegeben, da es ihm gelingt, einen Wunsch des Papstes, durch die Aufrichtung des großen Obelisken vor der St. Peters-Kirche, zu erfüllen. Sehr geschickt, nach allen Regeln der Dramatik, war das ganze Werk aufgebaut. Die Musik war nicht so heroisch kräftig und wuchtig wie in der ersten Oper, sie war weicher und einfacher in der Begleitung und Instrumentation, aber ebenfalls voll der lieblichsten Melodieen und der auf das feinste durchgearbeiteten Chöre und Ensemblesachen. Die Ouverture ist ein überaus feines symphonisches Werk.

Auch diese Oper machte die Runde bei verschiedenen großen und kleinen Theaterdirektionen, jedoch wiederum ohne jeden Erfolg. —

*) Die Spitze des Daumens seiner rechten Hand war infolge einer Verwundung durch eine Klaviersaite verkürzt und verdickt, sodaß beim Klavierspielen der Nagel sich allmählich in die Tasten unserer Instrumente eindrückte.



Familie Schultze, 1857*).

Inzwischen hatte Martin seine Studien in Halle fortgesetzt. Die Ferien brachten ihn stets zurück ins traute Vaterhaus, in den Kreis seiner Eltern und Geschwister und seiner Freunde und Freundinnen. Es imponierte uns nicht wenig, als er einstmals mit roter Mütze und dreifarbigem Bande erschien. Lange jedoch blieb er nicht Mitglied der Verbindung, denn die nächtlichen Gelage sagten ihm nicht zu, auch war ihm der Tabaksqualm von jeher zuwider. Sein Cello hatte ihn nach Halle begleitet. Mit einigen gleichgesinnten musikalischen

*) In der Mitte die Eltern, links, neben der Mutter, Wilhelmine (Minna), rechts Therese, dahinter, von links nach rechts, Julius, Martin und Karl.

Freunden wurde Quartett gespielt und gesungen, auch an Gesangvereinen sich beteiligt. Den bei weitem liebsten und interessantesten Umgang für ihn bildeten die jungen Griechen, die in Halle und Leipzig studierten und mit denen er durch das Studium der orientalischen Sprachen zusammen geführt war. Einer lernte da vom andern, die Griechen Deutsch und Martin Neugriechisch. Schon nach kurzer Zeit war er im stande, sich mit seinen Freunden in ihrer Muttersprache zu unterhalten, und als er die Universität verließ, beherrschte er das Neugriechische vollkommen, ebenso hatte er sich, mit den Hilfsmitteln, die die Bibliothek in Halle damals bot, das Türkische zu eigen gemacht.

Der Verkehr mit den Griechen hatte in Martin den Wunsch entstehen lassen, auch ihre schöne Heimat kennen zu lernen. An guten Empfehlungen von Seiten der griechischen Freunde, die zum Teil vornehmen Familien angehörten (der eine, Alexander Lykurgos, war der Sohn des Logotheten der Insel Samos und wurde später Bischof in Syra. Ein anderer, Stephanos Rhados, war von der Stadt Jannina zum Professor am dortigen Gymnasium ausersehen), fehlte es Martin nicht.*) Eine Stellung, halb als Uebersetzer in der Kanzlei des österreichischen Konsuls F. Haas in Jannina in Epirus, und halb als Lehrer seiner beiden älteren Kinder (die übrigens noch einen deutschen Erzieher und einen griechischen Lehrer hatten), war bald gefunden, und so reiste Martin, die Brust von freudiger Hoffnung geschwellt, begleitet von den Segenswünschen der Eltern und Geschwister, im Mai 1857 von Nordhausen ab, einer glückverheißenden Zukunft entgegen.

Auch Bruder Julius verließ bald darauf die Heimat, um in London sein Glück als Uhrmachergehilfe zu versuchen.

Die Tage, an welchen Briefe von den fernen Brüdern, die wunderbarerweise oft an einem und demselben Tage geschrieben waren, anlangten, gestalteten sich zu Festtagen für uns.

---

*) Auch Professor Roß, dessen eifriger Schüler Martin gewesen war, trug ihm Grüße an Freunde und Bekannte in Corfu auf.

Die Briefe, besonders die ausführlichen von Bruder Martin, wanderten dann gewöhnlich unter den Verwandten und Freunden von Hand zu Hand.*) Den ersten Brief aus Jannina vom 20. Juni 1857, möchte ich wohl hier folgen und dann meinen Bruder selbst weiter erzählen lassen.

B. Orientfahrt.

11. Corfu.

„Wie ich euch bereits schrieb, war ich von Triest mit dem Lloyddampfer über Ancona und Brindisi nach Corfù, dem Schlüssel zum Orient, gefahren, wobei ich zwar die Seekrankheit etwas gekostet, aber auch einen guten Freund in dem jungen deutschen Philologen Dr. Richard Schillbach, der nach Athen reiste, gefunden hatte.

In Corfu fand ich mit Hilfe eines „Syntrophos“ (Fremdenführers) eine Wohnung in einem Privathause an der Platîa (πλατεῖα, Esplanade). Wenn man vom Hafen aus zum Thore herein kommt, macht die Stadt**) mit ihren engen schmutzigen Straßen einen nicht sehr guten Eindruck. In den höher gelegenen Teilen, besonders an der Esplanade mit ihren schönen

*) Einmal wurden wir, obwohl wir nicht zum Aberglauben neigten, in schwere Sorge versetzt. Ein Frühlingssturm hatte die Fenster der Bibliothek aufgerissen. Als wir hinauf kamen, lag Martin's Cello und ein physikalischer Apparat am Boden. Wir wußten, daß Martin zu derselben Zeit auf dem schwarzen Meere sein würde. Einige Tage später befreite uns jedoch ein Brief, in welchem er uns zwar von heftigem Sturm, aber auch von glücklicher Ankunft in Varna berichtete, von der Angst.

**) Der italienische Name der Stadt und der Insel, die von den Griechen offiziell noch immer Kerkyra genannt wird, ist aus dem griechischen Acc. Plur. Κόλπους, d. i. Häfen, Meerbusen, Buchten, entstanden, im Volksdialekt korfus gesprochen (ebenso efta für ἑπτά, sieben, und îrthe für ἦλθε, er kam, auch Arvanitis, daher türkisch Arnâûd, für Ἀλβανίτης, Albanese).

großen Häusern, nimmt sie jedoch einen ganz anderen, mehr europäischen, speziell italienischen, Charakter an. Wenn die englische Regimentsmusik oder eine „Banda greca“ auf der Esplanade konzertiert, wobei das Publikum im Schatten der Häuser auf und abwandelt, könnte man sich in irgend eine feine Residenzstadt versetzt glauben.

Unter den Kirchen in Corfu ist die des heiligen Spyridon, der als Wunderthäter sehr verehrt und auch von Türken und Katholiken reich beschenkt wird, von Interesse. Sein Sarkophag, den ich gesehen, ist von massivem Silber. Viele Schiffer, die im Sturme glücklich davongekommen sind, haben goldene oder silberne Schiffchen und unzählige Lampen von demselben Stoff in der Kirche aufgehäuft.

Schöner als der Hafen, der weiter nichts Anziehendes hat, als die Schiffe, ist eine zweite Bucht, südlich vom Kastell (Phrurion), die unmittelbar an die Esplanade stößt, in der aber keine Schiffe ankern, weil sie zu flach und felsig ist, und weil der Hafen Raum genug hat. Hier habe ich manchmal des Abends gestanden, wenn die Sonne ihre letzten Strahlen über die Bergesgipfel warf, und konnte mich immer nicht satt sehen an dem reizenden Bilde. Gerade vor mir das prächtige Meer, belebt von Schiffen und Kähnen, die mit geschwellten Segeln vorüberflogen, wie Schwäne, und die um so heller gegen die dunkle Farbe der See abstachen, je tiefer die Sonne sank. Unmittelbar am Fuße der Felsen, auf denen ich stehe, sind Fischer in den allerbuntesten Trachten, zum großen Teil aber halb nackt, beschäftigt, die schweren Netze ans Land zu ziehen, während andere, die die Netze ausgeworfen, draußen auf hoher See in leichter Barke sich schaukeln und den gleichmäßigen Schlag der Ruder mit kunstlosem zweistimmigem Gesange begleiten, dessen Töne melancholisch über die lautlose Fläche zu mir herüber zittern und mich unwillkürlich an des Vaters Gondellied*) und an die lieben Freunde in der Heimat erinnern; während sonderbar der stolze Sohn der epirotischen Berge dagegen ab-

*) „Ruderschlag“, Gedicht von Fr. Wend (Aus froher Zeit, Nr. 21).

sticht, der, die friedliche Arbeit des Thales verachtend, in blendend weißer Fustanella, das rote Fes kühn auf das schwarze Lockenhaar gedrückt, Pistolen und Jataghan, seine unzertrennlichen Begleiter, im bunten Gürtel, gravitätisch auf dem höchsten Kamm der Felsen, die das Ufer umsäumen, einherschreitet. Weiterhin nach Süden streckt sich die reizende Vorstadt Garitza, reizend nicht wegen ihrer Häuser, die zwar aus der Ferne weiß und niedlich scheinen, in der Nähe aber weniger angenehm sind, sondern wegen ihrer prächtigen Gärten und herrlichen Wäldchen, die die Abhänge der welligen Hügel zieren. Im Osten erheben sich die Häuser der Stadt, deren Gewühl dumpf herüber schallt, terrassenförmig über einander, während nördlich das Kastell auf der höchsten Spitze der Felsen kühn ins Meer hinaus droht. Hoch auf der Brustwehr der Schanze spaziert, das Gewehr im Arm, der rotröckige Engländer in gleichförmig abgemessenem Schritte. Von einem andern Teile des Fort's schallt das Kleingewehrfeuer der Soldaten, die dort ihre Schießübungen halten, und zu denen eine Signalkanone den mächtigen Baß brummt, die ein einlaufendes Schiff begrüßt. Fern im Osten endlich erhebt sich die zackige Küste von Albanien, weit überragt von schneebedeckten Gipfeln der Pinduskette, in deren Vorbergen sich finster ein Gewitter zusammenzieht, während über mir das reine Blau des Himmels nur von den weißen Fittichen der schnellsegelnden Möwe unterbrochen wird.

Die Bewohner von Corfu sind ein Gemisch von verschiedenen Nationen, besonders Griechen und Italienern. Die Sprache, die man in der Stadt redet, ist ein mit vielen italienischen Wörtern vermischtes Griechisch. Viele verstehen auch Französisch, bisweilen sogar etwas Englisch, seltener Deutsch. Die Vornehmen sprechen meist ein gutes Griechisch, wenn sie nicht Engländer sind. Das Klima ist schön, doch regnete es leider alle Tage ein wenig. Citronen, Orangen, Oliven, Maulbeeren, Wein, Cypressen und viele Bäume, von denen ich in meinem Leben nichts gesehen, wachsen daselbst. Die Zäune sind häufig mit stacheligen Agaven bepflanzt. Palmen habe ich nur zwei

in Corfu gesehen. Wie ehemals in Kanaan, ist auch hier der Weinstock und Feigenbaum neben der Olive die Hauptsache.

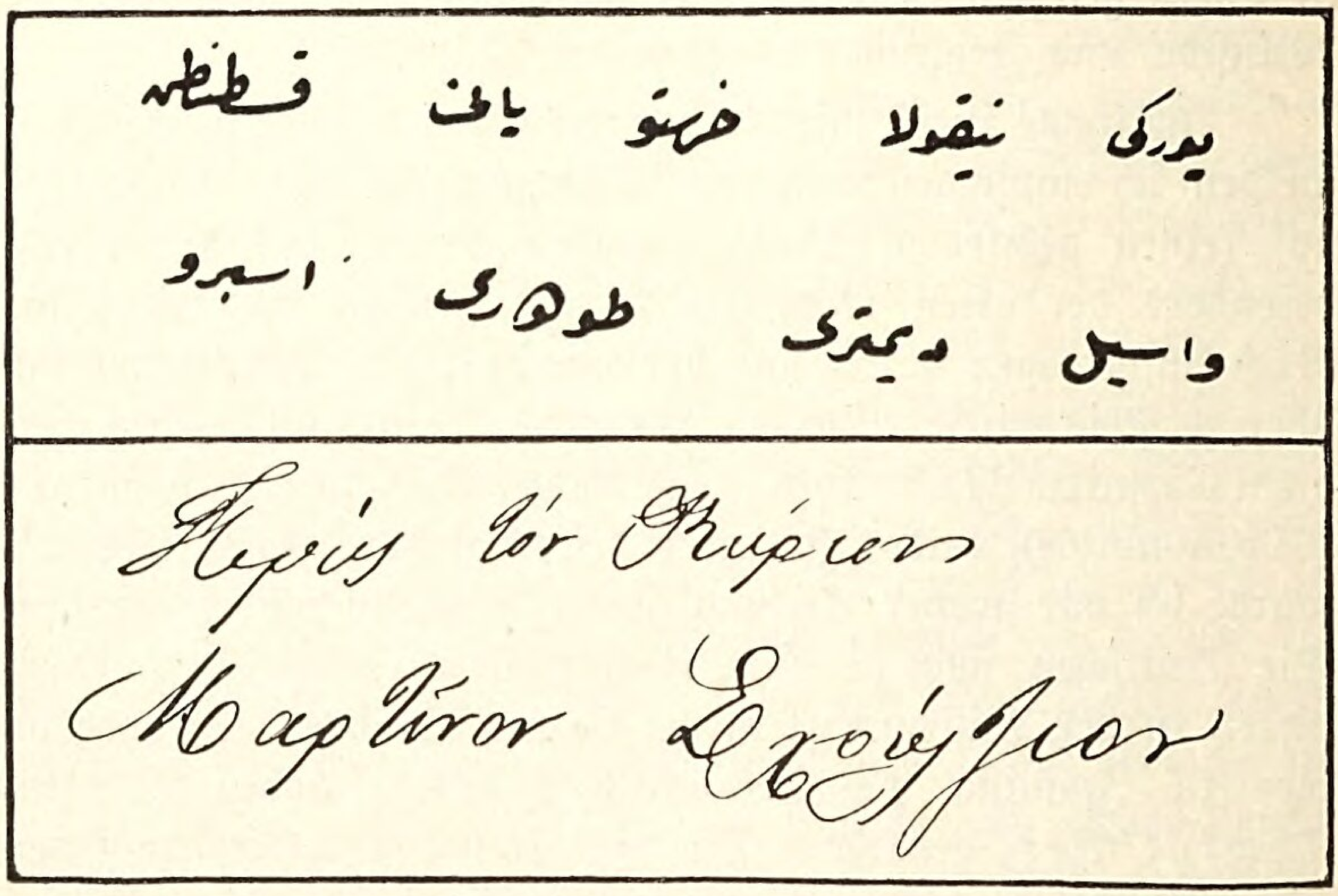
Ich suchte zuerst mit Paramythiotis (Paramythiôtês), an den ich empfohlen war, den Goldschmied Pavlos Lambros*) auf (einen gebildeten Mann, großen Kenner des Altertums, besonders der alten Münzen, den zu grüßen mir Professor Roß aufgetragen hatte, und der mir auch eine Schrift von sich über 6 Philippische Münzen verehrte), dann mit beiden den alten Cavaliere Mustoxydis, endlich den Professor Ikonomidis (Oikonomidês), beides Bekannte des Professors Roß. Ueberall wurde ich mit großer Achtung und Freundlichkeit empfangen. Die Deutschen sind ja im Orient meist gern gesehen und geachtet, in der Wissenschaft gelten sie als Orakel. So habe ich hier in Jannina die Bekanntschaft eines jungen Türken, Tewfyk Bej, gemacht. Da wir einmal von der arabischen Sprache redeten, und er hörte, daß ich sie studiert hätte, mußte ich ihm einige Sprüche aus dem Koran auf ein Blatt Papier schreiben, damit er sähe, wie wir „in Europa" schrieben. Nun fand sich aber, daß ich nach seinem Begriff besser schrieb als er, nämlich so, wie man in Deutschland druckt, während er nur die gewöhnliche türkische Kursivschrift schrieb, die ich noch nicht kannte. Die Griechen dagegen glauben, daß ich Altgriechisch wie meine Muttersprache spreche, obgleich ich ihnen oft genug sage, daß wir diese Sprache in Deutschland nur aus Büchern lesen, nicht aber sprechen lernen.

---

*) Geschrieben Lampros; π, τ, κ lauten nach Nasalen wie b, d, g, also Lambros, Pendepigadia (§ 13), Mesolongion (§ 19). Die neugriechischen Vokale und Diphthonge entsprechen folgenden deutschen:

α	ε	η	ι	ο	ω	υ	αι	αυ	ει	ευ	ηυ	οι	ου	υι
a	ä	i	i	o	o	i	ä	av	i	äv	iv	i	u	i

Von den Konsonanten wird β, γ, δ wie v, gh (in Agha), th (im engl. then), φ, χ, ϑ wie f, kh (ch in „ach"), th (in three) gesprochen, vor hellen Vokalen jedoch lautet χ, γ, κ wie ch (in „ich"), j, kj (§ 20); ζ ist das französische z, σ klingt wie ç, außer vor Nasalen (μ) und Medien (β) wo es gleich z ist; ϱ wird mit der Zunge gesprochen, h (der Spiritus asper) ist lautlos.



Schrifttafel.

Türkische und neugriechische Kursivbuchstaben.*)

Es ist sonderbar, wie verschieden mein Name korrumpiert wird. In Corfu stellte mich P. Lambros, obgleich ich ihm meinen Namen aufgeschrieben hatte, stets als Kyrios Klusios vor. In Prevesa, wo ich mir noch besonders einen türkischen Paß nahm, machte der Türke, dem ich die griechische Umänderung des Namens gesagt hatte, daraus Mârtinô Ghûldschô. Hier im Konsulat reden mich die Dienstleute und Kinder einfach Kyr Sula an.

Zuweilen habe ich auch auf meiner Reise Gelegenheit ge-

*) Der obere Teil der Tafel giebt einige christliche Namen in türkischer Kursivschrift, wie sie bei den Khodscha's (§ 14) und in den Kanzleien üblich ist, nämlich, von rechts nach links: 1. Jûrgî, Georg, Nîkôlâ, Nikolaus, Khyristô, Christus oder Chrêstos (*χρηστός*), Jânî, Johannes, Kostantin. Konstantin; 2. Wâsîl, Basilius, Dîmitrî, Demetrius, Tôdôrî, Theodor, Isbirô, Spiro, Spyridon. Der untere Teil enthält in der Kursivschrift der griechischen Geschäftsleute die Brief-Adresse: *Πρὸς τὸν Κύριον Μαρτῖνον Σχούλζιον*. Der Schreiber der Namen ist ein Khodscha in Jannina, die Adresse ist von Paramythiotis geschrieben.

habt, englisch zu sprechen. In Corfu wohnte eine englische Dame, Mrs. Murray, mit ihrer kleinen Tochter, mit mir in einem Hause. Ferner besuchte ich in Prevesa den englischen Konsular-Agenten. Sonst aber habe ich nur Italienisch und Griechisch gehört. Erst hier in Jannina beginnt, neben jenen Sprachen und dem Französischen, wieder das Deutsche.“ —

So weit der Brief. Mein Bruder fährt nun, nach seinem Tagebuche, fort, wie folgt.

---

12. In Epirus.

„Am 11. Juni Abends, nach sechstägigem Aufenthalte, fuhr ich mit dem Dampfer nach Prevesa, was ohne Schwierigkeit und Seekrankheit von statten ging. An Bord war unter anderen ein Italiener, Luigi, aus Neapel, der in Corfu ein Strohhutgeschäft hatte und mit verschiedenen Goldsachen, Uhren und Strohhüten nach Jannina reiste.

Am andern Morgen lag die Stadt Prevesa (*Πρέβεζα*) vor uns, in Olivengärten halb verborgen. Die gefährliche Bank vor dem Hafen, die der Stadt ihren italienischen Namen (previsione, Vorsicht) gegeben, hatten wir glücklich passiert. Kaum waren wir am Lande, so stürzten mehrere Kerle in albanesischer Tracht, die sich später als Bedienstete des Zollhauses auswiesen, auf unsre Sachen, um sie zu durchwühlen. Ein riesiger Afrikaner, der Kawaß des österreichischen Konsular-Agenten, mit einer Peitsche aus Nilpferdshaut bewaffnet, schaffte jedoch bald Ordnung, und so wurden wir nicht weiter belästigt. Ich suchte nun zunächst die Wohnung der Kaufleute Karamannis und Mammatis auf, an die mir Paramythiotis in Corfu einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Sie nahmen mich mit der größten Freundlichkeit auf und führten mich sodann nach dem Tschârschy*) (Marktplatz), wo sie ihr Geschäft hatten. Hier versammelten sich bald viele Bekannte, darunter auch ein Priester, um von dem eben Angekommenen Neues aus der Ferne

*) Persisches Wort, eigentlich tschâr-sû, d. i. vierseitig.

zu erfahren. Dann gingen wir zusammen nach der Schule. In der unteren Klasse, zu ebener Erde, docierte ein Lehrer in Pumphosen, Kaftan und Fes, den Stock in der Hand. In der oberen, dem „Ellinikon scholîon“ (Hellênikon scholeion), saß ein junger Mann in europäischer Kleidung, unbedeckten Hauptes, auf dem Katheder und behandelte den Xenophon. Die Schüler erhoben sich bei unserm Eintritt, der Lehrer lud mich ein, das Katheder an seiner Stelle zu besteigen, was ich jedoch dankend ablehnte. Nachmittags begaben wir uns nach der Scala (Landungsbrücke) der österreichischen Konsular-Agenzie. Dort lag ein nach Salagora bestimmtes Segelboot. Bald fanden sich auch noch andere Passagiere ein. Zunächst war da der Kaufmann Luigi, der mich als alten Bekannten freundlich begrüßte. Ferner stellten sich ein griechischer Priester, ein türkischer Geschäftsmann im langen grünen Kaftan, sodann ein türkischer Soldat und endlich ein albanesischer „Derben Aghâ“ (Hüter der Gebirgspässe, Grenzsoldat, eigentlich Derbend Aghâ oder besser Derbendtschî) ein. Nachdem ich mich von den Bekannten verabschiedet, und mir Tâïr, der schwarze Kawaß*), im Auftrage des Konsularagenten Giurovich noch die österreichische Briefpost für Jannina aufs Boot gebracht hatte, setzte sich dasselbe in Bewegung, das große Segel wurde aufgerollt, und wir schwammen auf dem nur wenig bewegten Spiegel des mit freundlichem Grün umsäumten Golfs von Arta. Da wir ziemlich eng auf dem kleinen Verdeck umher saßen oder lagen, so ergab sich von selbst eine allgemeine Unterhaltung. Diese war jedoch nicht ganz leicht zu führen. Der Mann im grünen Kaftan sprach nur türkisch, Luigi nur italienisch, die Bootsleute nur griechisch. Wir übrigen mußten aushelfen. Was der „Kaftânly“ (Kaftanbekleidete) sagte, wurde vom Soldaten oder dem Albanesen ins Griechische und von mir ins Italienische übersetzt, und so umgekehrt.

Die Luft war warm und sonnig. Lautlos zogen grüne Inselchen an uns vorüber, und im Hintergrunde erhob sich

*) Arabisches Wort, eigentlich khawâss, d. i. Bedienstete (Plural).

wieder der weiß schimmernde Pindus. Die Unterhaltung begann zu stocken. Der Priester, der sich auf dem Verdeck hinter seinem aufgespannten Sonnenschirm ausgestreckt hatte, war fest eingeschlafen. Der „Grüne" hatte sich vor der Sonne in den unteren Schiffsraum verkrochen; man sah nur noch die Rauchwolken seines Tschibuks. Nur der Soldat plauderte noch munter weiter, indem er rohe Gurken schälte und mit Behagen verzehrte, auch uns zum Mitessen einlud.

Jetzt machte das Boot eine Wendung nach Norden, und bald lagen wir an der Landzunge, die man Salagôra (richtiger vielleicht Salachôra) nennt. Einen Ort dieses Namens giebt es nicht. Die 3 oder 4 Häuser, welche da herum liegen, sind wohl kaum das ganze Jahr hindurch bewohnt. Ali Pascha hatte gegen das Ende seiner Regierung es versucht, eine Kolonie dort anzusiedeln. Aber die Leute hatten der Malaria wegen die Gegend bald wieder verlassen. Und doch ist Salagora von großer Wichtigkeit, als Seehafen für Arta und als Emporium für die Ausfuhr von Oel und Seesalz. Zu beiden Seiten der Landzunge strecken sich weite Meeressümpfe hin, die man abgedämmt hat, um sie teils zur Fischerei, teils zum Abdampfen von Seesalz zu benutzen. Am Strande steht oder liegt eine Menge riesiger Thongefäße, von denen einige mehr als 2 Meter hoch sind. Es sind „Fässer" (pithos, pithari), die zur Aufnahme von Olivenöl dienen. Wenn man sie sieht, begreift man erst, wie Diogenes in einem „Fasse" wohnen konnte, ohne daß es durch die Sonnenhitze eintrocknete und zusammen fiel. Ein solcher weitbauchiger Riesenkrug bildet, wenn er umgelegt wird, eine kühle Höhle, die bei Sonnenglut zum Hineinkriechen einladet.

Kaum waren wir am Lande, so machte sich der Priester mit langen Schritten auf den Weg, da er noch vor der Dunkelheit Arta erreichen wollte. Er gehörte zum Haushalt des Bischofs daselbst und hatte mir, da ich an diesen empfohlen war, ein Körbchen zum Mitnehmen übergeben, das ihn bei der eiligen Fußwanderung gehindert hätte. Der Derbendtschi, der mit

Briefen zum Gouverneur von Arta ging, nahm sich unser mit großer Gefälligkeit an, diente uns, trotz seines wilden Aussehens, ganz gut als bewaffneter Kawaß. Nachdem wir den Bootsleuten eine Kleinigkeit, nach Belieben, bezahlt hatten, nahmen wir, Luigi und ich, einen Agogiaten (Pferdetreiber, Lastführer) an, der mit seinen drei Pferden wohl vor Kurzem in Salagora angekommen war. Reitsättel waren nicht zu haben; 2 von den Lasttieren wurden jedoch bald in primitiver Weise zu Reitpferden umgestaltet. An den großen hölzernen Packsätteln wurden Stricke befestigt, die als Steigbügel dienen sollten. Ein anderer Strick mußte den Zügel ersetzen. Das dritte Pferd wurde mit Luigi's Strohhut-Kisten und meinem Reisegepäck beladen. Bald saßen wir, zwar nicht im Sattel, wohl aber hoch auf demselben, und fort ging die Reise. Zuerst führte der Weg auf einem Damm von mächtigen Steinblöcken, zwischen denen das Seewasser schimmerte, hin, sodann auf dem schwarzen Alluvialboden, der Ebene von Arta, stellenweise durch mannshohes Schilf und Gras.

Nach zweistündigem Ritte kamen wir, als die Sonne noch weit über dem Horizonte stand, zu den armseligen Hütten eines Dörfchens, und der Agogiat begann, dem Packpferde die Ladung abzunehmen. Luigi, ein hitziger und etwas ängstlicher Mann, der nicht ganz ohne Grund um seine kostbaren Uhren besorgt war, glaubte, man habe uns in ein Räuberneſt gelockt, um uns in Ruhe ausplündern zu können. Ich stellte dem Agogiaten vor, wir könnten ja recht gut noch Arta erreichen, um dort zu übernachten. Er erklärte jedoch, und der Derbendtschi bestätigte dies, bei dieser Einteilung der Reise könnten wir recht gut in zwei Tagemärschen nach Jannina gelangen. Im andern Falle würden wir bei Nacht nach Arta kommen, uns auf dem Wege dahin vielleicht verirren und in die Hände von Räubern fallen. Da unser Protestieren nichts half, so beschlossen wir, die Nacht wenigstens im Freien zuzubringen. Eine Schilfmatte wurde in der Nähe der Hütte, welche uns hätte aufnehmen sollen, auf der Erde ausgebreitet, und wir legten uns, in unsere Mäntel

gehüllt, darauf. Doch kaum war es finster geworden, so kamen die großen, halbwilden Hunde des Dorfes und umkreisten uns mit drohendem Geknurr. Auch wurde die Kühle der Nacht immer empfindlicher, und so zogen wir es doch vor, um nicht schlaflos zu bleiben, die Nacht in der Hütte zu verbringen. Inzwischen hatte der Derbendtschi für uns Brod, Milch und einige Eier besorgt, und nachdem wir uns gestärkt, traten wir in die Hütte ein.

Sie war aus Flechtwerk gebaut und mit Schilf gedeckt. Die Wände waren äußerlich mit Lehm getüncht. Das Innere wurde durch eine Wand aus Weidengeflecht in zwei Räume geteilt. Der größere, durch ein kleines Fenster erhellte, Raum diente zugleich als Küche und als Empfangszimmer, der kleinere, dunkle, war die Vorratskammer und für heute zugleich das Schlafzimmer der Familie des Bauern. Der Herd bestand aus einer Platte von festgeschlagenem Lehm. Eine Schilfmatte vertrat die Stelle der Dielen. Nachdem Luigi seine Kostbarkeiten so nahe wie möglich um uns aufgestapelt hatte, streckten wir uns neben dem Herde aus, wobei die Sättel als Kopfkissen dienen mußten, und verbrachten eine ziemlich gute Nacht. Um uns herum lagen unsere Begleiter und der Bauer.

13. Arta.

Am andern Morgen, nach einem höchstens dreistündigen Marsche, langten wir in der Vorstadt von Arta,*) welche am rechten Ufer des Flusses liegt, an, nachdem wir wohl eine halbe Stunde lang zwischen Gärten und Baumpflanzungen hingeritten waren. Eine steinerne Brücke, die sich, steil ansteigend, in einem einzigen gewaltigen Bogen über den Fluß schwingt, führt in die am linken Ufer liegende Stadt. Diese ist mit hohen Festungsmauern umgeben, die jedoch hie und da Lücken zeigen, und über die friedliche Palmen und andere Bäume hin-

*) Bei den Türken Nārta, mit davor gesetztem n des griechischen Artikels (im Accusativ).

weg ragen. Die Straßen sind meist eng, an beiden Seiten mit erhöhten Fußsteigen versehen, die mit Kalksteinplatten belegt sind. Zwischen diesen Steigen liegt der ungepflasterte, tief ausgetretene Reitweg, der so schmal ist, daß beladene Pferde sich kaum ausweichen können. Daß wir uns auf klassischem Boden befanden, zeigte sich bei einer Kirche, vor deren Portal eine Marmorplatte als Trittstein lag, deren teilweise verloschene Inschrift besagte, daß die Stelle einst dem Apollo heilig war.

Luigi begab sich zu einem Gastfreunde, und ich ließ mich nach der Residenz des Bischofs führen. Er selbst war verreist, doch wurde ich von dem Archimandriten und einem andern Geistlichen in zuvorkommendster Weise aufgenommen. In den Vormittagsstunden war große Audienz. Die vornehmen Bürger, darunter auch Luigi mit seinem Freunde, versammelten sich in einem weiten Saale und nahmen, meist mit untergeschlagenen Beinen, auf den rings an den Wänden hinlaufenden breiten Polsterbänken Platz. Der Archimandrit saß an einem Tische in der Mitte des Saales, nahm Beschwerden entgegen und schlichtete Streitigkeiten.

Nachmittags traten wir die Weiterreise an. Wieder ging es über die hohe, für beladene Pferde wohl nicht gefahrlose, Brücke, dann eine Strecke weit am Artaflusse aufwärts, endlich in die Berge hinein. Bald schlossen sich uns zwei Agogiaten an, welche, aus dem Luros-Thale, von Prevesa her, kommend, einen mit Wein und Liqueur beladenen Zug Pferde und Esel nach Jannina führten. Nachdem die so vergrößerte Karawane eine Zeit lang durch das immer wilder werdende Bergland gezogen war, wobei ein feiner Regen herab rieselte, überfiel uns die Nacht. Dabei konnten wir nicht umhin, an italienische und griechische Räubergeschichten zu denken, von denen wir gelesen hatten. Zuweilen erschien im Halbdunkel, regungslos auf einer Anhöhe stehend, auf das Gewehr gestützt, die Kapuze des ziegenhärnen Mantels über den Kopf gezogen, eine verdächtig aussehende Gestalt. Das Gebell der großen Wolfshunde belehrte uns bald, daß es kein Räuber, sondern ein „friedlicher“, freilich

bis an die Zähne bewaffneter, Schafhirt war. Um das Unheimliche der Situation noch zu vermehren, begannen die Agogiaten, vielleicht um sich Mut zu machen, ihre schauerlichen Klephten-Lieder mit schriller, überlauter Stimme in die Nacht hinaus zu schreien, so daß das Echo von den Bergen wiederhallte. Endlich hielten wir vor einem dunkeln Thor. Auf unser Klopfen öffnete sich dasselbe, und ein kleiner, krummbeiniger und schielender Mann erschien, um uns mit der Laterne zu beleuchten. Wir waren in dem einsam gelegenen Khan (Han) von Karavassera (d. i. Karawan-Serai). Nachdem der Wirt uns als unverdächtig erkannt, wurden wir eingelassen. In den unteren Räumlichkeiten lagerten bereits verschiedene Gruppen albanesisch gekleideter Männer. Uns beiden Franken wurde in dem nach dem Hofe zu gehenden hölzernen Obergeschoß ein kleines Zimmer angewiesen, dessen ganze Ausstattung in einer Schilfmatte bestand. Während wir unsere Kleider an einem schnell entzündeten Feuer zu trocknen suchten, ließ Luigi alle unsere Habseligkeiten herauf bringen, weil er der Gesellschaft da unten nicht traute. Wir verrammelten, so gut es ging, die Thür, löschten die Thonlampe und streckten uns neben einander auf die Matte. Unsere Absicht, abwechselnd zu wachen, wurde bald durch unsere Müdigkeit vereitelt.

Nachdem wir am andern Morgen für die geringsten Genüsse eine sehr hohe Rechnung hatten bezahlen müssen, wurde die Reise fortgesetzt. Bald begann ein strömender Regen nieder zu rauschen. Wir machten unter einem großen Baume Halt. Die Pferde wurden entlastet und durften sich, frei umher laufend, an den Berghalden würzige Kräuter suchen. Die Treiber wickelten sich in ihre Mäntel, legten sich unter den Baum und fielen bald in festen Schlaf. Wir zwei suchten, auf großen Steinen stehend, uns vergeblich vor der Nässe zu schützen. Endlich riß uns die Geduld. Die Treiber wurden geweckt, die Pferde eingefangen und beladen. Kaum waren wir unterwegs, so öffnete der Himmel wieder seine Schleusen. In den engen Schluchten, in denen die Pferde empor klimmen mußten, brauste das Regen-

wasser uns in Strömen entgegen. Endlich langten wir auf der Paßhöhe von Pentepigadia*) (πέντε πηγάδια, Fünf Brunnen), ziemlich in der Mitte zwischen Arta und Jannina (6 Stunden von beiden, nach dortiger Rechnung), an. Nachdem wir das türkische Fort passiert hatten, legte sich das Unwetter, und Sonne und Wind trockneten bald unsere durchnäßten Kleider. Der Weg senkte sich nun zu der feuchten Niederung hinab, die die südliche Fortsetzung des Sees von Jannina bildet. Zahllose Seerosen blühten auf diesen Wasserflächen, und Hunderte von Störchen belebten dieselben. In den letzten Strahlen der scheidenden Sonne erglänzten endlich die mit dem Halbmond geschmückten Minarets von Jannina, und der breite Spiegel des Sees wurde sichtbar. Da glitt unser Packpferd aus und wälzte sich in einem Sumpf von schlammigem Regenwasser. Luigi's Uhren und Strohhüte wurden jedoch durch meine große lederne Hutschachtel geschützt, die als Puffer den Stoß milderte. Um dem gefallenen Tiere das Aufstehen zu erleichtern, ließ ich die Sachen auf mein Pferd laden. Auch Luigi war abgestiegen, und so wanderten wir zusammen durch die lange südliche Vorstadt, angestaunt von Frauen und Kindern. Beim Gümrük (Zollhaus, von den Griechen in „Kurmeki“ umgestaltet) genügte meine Angabe, daß ich ein „Mann des österreichischen Konsulats“ sei, um unsere Sachen undurchwühlt passieren zu lassen.

Auf dem Tschârschy (Bazar, Markt) trennten wir uns. Luigi begab sich zu seinem dort wohnenden Gastfreunde, dem Römer Morigi. Der Agogiat zog mit seinen Pferden in ein Khan, und ich trat in die nahe Apotheke, in der mehrere Herren zu gemütlicher Unterhaltung versammelt waren. Kaum hatte ich nach Theocharis, dem Sekretär (Grammateus) der Stadt, gefragt, so klang es im Chore zurück: Bist du etwa der lange erwartete „Latinos“, den uns Rhados angemeldet hat? Als ich dies bejahte, hieß man mich freundlich willkommen. Ein älterer Herr im langen Kaftan nahm sich meiner besonders an.

*) Gesprochen Pendepigadia, vergl. S. 43, Anm.

Arm in Arm mit ihm wandelte ich im Abenddunkel durch die Straßen der Stadt, beim österreichischen Konsulat vorbei, nach Theocharis' Wohnung. Das Hofthor öffnete sich, und wir standen im Kreise der Freunde, die dort in der Kühle des Abends zu traulichem Gespräche im Garten zusammen gekommen waren. Theocharis selbst und seine junge Frau Paraskevî (*Παρασκευή*), die geistvolle und anmutige Tochter des gelehrten P. Aravandinos (Arabantinos), nahmen mich, wie einen alten Freund, mit der größten Herzlichkeit auf.

---

14. Jannina.

Bei meinen Besuchen glaubte ich in feiner europäischer Tracht, Frack und Cylinderhut, erscheinen zu müssen. Der Hut, welcher bei dem Sturze des Packpferdes in einen Chapeau claque verwandelt war, wurde, so gut es ging, wieder in die richtige Form gebracht und aufs Haupt gesetzt. Kaum hatte ich damit die Straße betreten, als sich Kinder hinter mir sammelten, und ich die voller Erstaunen im epirotischen Dialekte ausgerufenen Worte vernahm: „Kita ton papâ“ (Sieh da den Pfaffen)! Da die Priester dort eine ähnliche Kopfbedeckung tragen, nur ohne Krempe, und auch nicht ganz so hoch, hatte man mich für einen ganz merkwürdigen Priester gehalten. Der Hut wanderte in Folge dieses Vorfalles auf immer in die Hutschachtel zurück, und Mütze oder Fes ersetzten seinen Platz.

Die Stellung im Hause des Konsuls gestaltete sich für mich sehr angenehm. Nur wenig mit Arbeit überbürdet, fand ich reichlich Zeit und Gelegenheit, meine Studien fortzusetzen und Land und Leute kennen zu lernen.

Den Grundstock der Bevölkerung von Jannina (griechisch *τὰ Ἰωάννινα*, Plural, türkisch Jânia) bildeten G r i e c h e n, die zwar einen eigenen, mit vielen türkischen und einigen italienischen und albanesischen Wörtern gemischten, Dialekt redeten, sich aber doch mit den Griechen des Königreichs ganz gut ver-

ständigen konnten. Das Parteiwesen war unter ihnen sehr im Gange. Zunächst gab es da eine englische Partei, zu der fast alle Leute von höherer Bildung sich rechneten. Man konnte sie etwa Jung-Jannina nennen. Sie wollten zwar nicht Engländer werden, wohl aber europäische Bildung und Gesittung, so wie sie auf den jonischen Inseln bestand, in Epirus einführen. Ihnen gegenüber stand die türkische Partei, zu der besonders die wohlhabenden Grundbesitzer (spottweise wohl als Tschorbadschy*), d. i. Suppenesser, bezeichnet) gehörten, die mit den bestehenden Zuständen zufrieden waren. Ferner gab es eine bischöfliche Partei, die zwar gegen die türkische Herrschaft im allgemeinen nichts einzuwenden hatte, aber der christlichen Kirche mehr Freiheiten sichern wollte. Endlich bestand eine griechische Partei, die unter allen Umständen den Anschluß an das Königreich Griechenland anstrebte. Eine russische Partei gab es nicht, obwohl Rußland in der Person eines dortigen Kaufmannes einen geheimen Agenten unterhielt.

Neben den Griechen bildeten einen wichtigen Teil der Bevölkerung die Albanesen vom Stamme der Tosken (Süd-Albanesen). Einige derselben wohnten als muhammedanische Grundherren in der Stadt, andere als christliche Geschäftsleute. Viele türkische Beamte und Soldaten waren Albanesen, ebenso die Kawassen der fremden Konsulate. Einen eigentümlichen Charakter hatten die halbwilden Berg-Albanesen, die die spärlichen Produkte ihrer Heimat, besonders Feuersteine, auch

---

*) Richtiger Schôrbâdschy, wie man ehemals die Hauptleute der Janitscharen nannte. Der türkische Laut, den man durch y bezeichnet, liegt zwischen u und i. Man erhält ihn ungefähr, wenn man u zu sprechen versucht, dabei aber den Mund breit zieht, wie beim Aussprechen von i. Den Accent hat das Türkische meist auf der letzten Silbe, also: Alî Paschâ. Eine der wenigen Ausnahmen ist Eféndi, aus dem griech. αὐθέντης entstanden, mit dem Ton auf der vorletzten. — Das türk. **n** (z. B. in ba**n**a, mir, de**n**yz, Meer, § 21) lautet eigentlich wie ng in „singen", wird aber oft wie n gesprochen. Das arabische **h** wird eigentlich tief in der Kehle gesprochen, von den Türken aber meist nicht von h unterschieden (**h**ammâl, Lastträger, § 21).

Beutelchen mit Seidenschmetterlings-Eiern, feil boten und gewöhnlich am Eingange zum Bazar ihren Stand hatten. Das spezifische Kleidungsstück der Albanesen, die „Fustanella", die von den wohlhabenderen meist in ungeheurer Weite (dreißig Ellen) und von blendender Weiße getragen wurde, war bei ihnen nur ein kurzes, schmutziges und fast faltenloses Kittelchen. Die reichen Seiden- und Goldstickereien auf den Jacken und Westen waren ihnen unbekannt, und statt des lang herabhängenden roten Fes mit schwerer Seidenquaste trugen sie eine sehr einfache phrygische Mütze von weißer Baumwolle, über die sie bei Regenwetter die Kapuze ihres ziegenhärenen Mantels zogen. Aber ihre Augen blitzten in wildem Feuer, und ihr langes „Tufek" verfehlte nie sein Ziel. Alle Albanesen sprachen griechisch, viele auch türkisch, ihre Frauen jedoch verstanden meist nur albanesisch, da sie selten oder nie zur Stadt kamen. Einer der Kawassen des österreichischen Konsulats, Anastasios, ein wohlhabender Mann, der in seiner Heimat ein Landgut besaß, das seine Frau bewirtschaftete, handhabte mit gleicher Sicherheit die drei Sprachen und verstand außerdem noch italienisch. Für die Kinder des Konsuls war es ein Fest, wenn er im Herbste von seinem Urlaub zurückkehrte und eine Pferdeladung von Orangen, Citronen, Granatäpfeln und andern schönen Sachen mitbrachte. Von ihm konnte ich vieles Interessante über Land und Leute in Albanien erfahren. Auch in der Stadt war er bekannt und beliebt. Wenn er in prächtigster Kleidung, den Gürtel voll blitzender Waffen, in der Hand die schwere Peitsche aus Nilpferdshaut, feierlichen Schrittes vor dem Konsul einhertrat, wurde er kaum minder ehrfurchtsvoll gegrüßt, als dieser selbst.

Die in der Stadt wohnenden Türken waren teils Beamte oder Soldaten, teils Grundbesitzer oder Handwerker (besonders im Fache der Lederarbeiten und der Rauchutensilien), teils sogenannte Khôdscha's.*) Unter den letzteren verstand

*) Persisches Wort, geschrieben khwâdscha. Man erkennt sie gewöhnlich an dem Schreibzeug (diwît, Pennal mit Tintenfaß), das sie im Gürtel tragen, während sie die Brille, wenn sie einer solchen bedürfen, in den Falten des Turbans verbergen.

man alle, welche es mit der Kenntnis der arabischen Sprache und des Korans, sowie mit der Schreibkunst, zu thun hatten, also Priester, Lehrer, Gebetsverkünder (Müezzin), öffentliche Schreiber und Volksanwälte. Die mit arabischen Buchstaben, ohne Vokale und meist auch ohne die Unterscheidungspunkte der Konsonanten, geschriebene türkische Sprache zu lesen und zu schreiben, ist eine Kunst, auf die sich außer den Khodscha's und den Beamten nur sehr wenige verstanden. Die mir bekannten jungen Grundbesitzer, die das Türkische natürlich geläufig sprachen, waren kaum im Stande, einen türkischen Brief zu lesen. Sie schrieben dagegen das Griechische und waren zum Teil auch des Italienischen mächtig.*) Nur bei den Khodscha's und einigen Handwerkern fand sich noch die alttürkische Tracht, mit Pumphosen und Turban. — Außer diesen Nationalitäten verkehrten in der Stadt häufig sogenannte Kutzovlachi, d. h. lahme Walachen (*Βλάχοι*, türk. Jflâk). So nannte man die in den Pindus-Dörfern wohnenden Rumänen, die angeblichen Abkömmlinge von Maraudeurs der römischen Legionen**), daher als „lahm" bezeichnet. Es waren meist Bauern, die ihre Erzeugnisse in Jannina auf den Markt brachten. Der gewöhnliche Butterlieferant des Konsulats war ein rumänischer Dorfpriester. Die Butter wurde, wie der Wein, in Schläuchen, d. h. Ziegenfellen mit nach innen gekehrter Haarseite, auf Pferden transportiert. Es war gerade kein appetitlicher Anblick, zu sehen, wie der Mann mit bloßem Arme tief in den Schlauch hineinfuhr, um die Butter herauszukratzen. Ziegenhaare und anderer Schmutz waren daher häufige Beigaben derselben, die übrigens keinen schlechten Geschmack hatte. Sie wurde durch Schmelzen von dem Schmutz befreit und dann in Steinkrügen aufbewahrt.

*) Der türkische Beamte, der mir in Prevesa den Paß (mürûr tezkeresî) ausfertigte, schrieb daher auf die Rückseite desselben mit griechischen Buchstaben wenigstens meinen Namen, nämlich „*Μαρτηνος*." Ich selbst besitze einen von türkischer Hand, freilich nicht ganz orthographisch, geschriebenen italienischen Brief.

**) Nach P. Aravandinos, Chronographia II, S. 33, wanderten diese rumänischen Stämme erst im 10. Jahrh. aus Dacien ein.

Eine Brotschnitte, mit frischer Butter bestrichen, war eine unbekannte Leckerei. Das Brot, meist Weizen- oder Maisbrot, riß oder brach man mit den Händen entzwei, wie im alten Orient, und aß es trocken zu weißem Käse oder gesalzenen Oliven und (wenn man nicht Muhammedaner war) Rotwein, der mit Wasser gemischt wurde.

Einen besonderen Teil der Bevölkerung bildeten die Juden. Ihre Vorfahren waren aus Spanien vertrieben, daher waren sie immer noch eines spanischen Dialekts kundig, den sie aber mit hebräischen Buchstaben schrieben („Sephardisch", nach Obadja 20). Das Hebräische sprachen sie so aus, wie es auf den deutschen Gymnasien gelehrt wird, nicht so, wie es die deutschen Juden („Askenaz", nach Jerem. 51,27) sprechen (das lange â wie a, nicht wie o; ferner ê und ô, nicht ai und au). Nur wenige von ihnen waren Geschäftsleute, besonders Tabulettkrämer, deren Ruf okna kali, prammatiäs kaläs, d. h. „schöne Henna*) (verschiedene Mittel, mit denen die Frauen sich Haare und Augenbrauen schwarz, Nägel und Flächen der Hände und Füße bei besonderen Gelegenheiten rot färben), schöne Waren" (πραγματείαι), Tag für Tag durch die Straßen klang. Die meisten waren Arbeiter, Tagelöhner, welche die schwersten Arbeiten (Holzspalten, Kohlentragen u. s. w.) verrichteten. In einem am Gymnasium gebrauchten französischen Unterrichtsbuche war eine kleine Geschichte abgedruckt, deren Ueberschrift lautete „les petits ouvriers". Das übersetzten die Schüler daher nicht ganz unpassend mit „ta mikra uvriopula", d. i. die kleinen Judenjungen (Hebraios, Jude, wurde in Jannina im gewöhnlichen Leben „Uvrios" gesprochen). Den Sabbath feierten die Juden streng durch Enthaltung von jeder Arbeit. Dagegen

*) Arabisch **hinnâ**; man versteht darunter in verschiedenen Ländern Verschiedenes (in Arabien und Indien die Lawsonia, in der Türkei, wo man meist kynâ sagt, daher griech. okna, gewöhnlich den Liguster). In Jannina galt als bestes Haarfärbemittel eine Abkochung von Beeren des Lorbeers, griech. daphni, daher türk. defné. Unter den Waren der Händler finden sich auch verschiedene Schminken und wohlriechende Pasten, sowie Spießglanzpulver (türk. sürmé, arab. kuhl) zum Schwärzen der Augenlidränder.

arbeiteten sie ungehindert am Sonntage und an dem, den Muhammedanern heiligen, Freitage.

Außer diesen Nationalitäten gab es noch verschiedene Neger (von den Griechen „Araber" genannt) und Negerinnen in der Stadt, meist als Dienstboten in den vornehmen Häusern. Zwei schwarze Dienstmädchen des türkischen Nachbarhauses, die, stets in blendend weißer Kleidung, öfter auf dem Hofe des Konsulats verkehrten, pflegten zuweilen die Kinder dadurch zu belustigen, daß sie ein Stückchen Seife, anscheinend mit großem Appetit, verzehrten. Man verwendet dort allerdings nicht Talgseife, sondern nur (venetianische) Olivenöl-Seife.

15. Orientalisch und Fränkisch.

Franken, d. h. Europäer,*) im Gegensatze zu den Orientalen, gab es, abgesehen von den Konsulaten, nur sehr wenige in Jannina. Die hervorragendsten waren: ein deutscher Schweizer, Dr. Alexander Schläfli, der als Stabsarzt in türkischen Diensten stand, und ein Italiener, Morigi, der am Bazar eine große Tuchhandlung nebst Schneiderei besaß, in welcher die feinen europäischen Anzüge für die vornehmen Türken gefertigt wurden. Außerdem lebten einige Dalmatiner dort, die aber nur halb als Franken galten. Alle Franken standen bei Türken und Griechen in hoher Achtung, das hinderte aber nicht, daß die letzteren unter sich zuweilen achselzuckend von den „dummen Franken" sprachen. Sie meinten damit, Unternehmungsgeist und Schlauheit liege den Franken fern.**)

Europäisches Wesen bezeichnete man mit dem Ausdruck

---

*) Richtiger gesagt, römisch-katholische oder protestantische Europäer. Die Russen gelten nicht als Franken. Man weist ihnen eine besondere Stelle an. Der alte arabische Geograph Jbn Ajâs nennt sie „das schlechteste der Völker Gottes" und begründet dies an einer andern Stelle, indem er sagt: „Sie töten jeden Fremden, der zu ihnen kommt". Die Orientalen sind in ihren Meinungen sehr konservativ. — Man wird an Iphigenia und die Taurier erinnert.

**) Dieser Eigenschaften wegen nennt der Türke den griechischen Geschäftsmann einen „harten Kerl" (sert herîf).

„alla franca“, orientalisches mit „alla turca“. Viele kleideten sich alla franca, man saß auch wohl auf Stühlen alla franca, häufiger allerdings auf Teppichen oder Polstern alla turca. Die Uhren zeigten gewöhnlich die Zeit alla turca, d. h. so, daß bei Sonnenuntergang 12 Uhr war, Mittags oder Mitternachts also 6 Uhr. Wenn jemand „um die elfte Stunde“ (Matth. 20,6) erst anfangen wollte zu arbeiten, so war das nach europäischer Zeit im Frühling und Herbst um 5 Uhr Nachmittags, im Winter etwas früher, im Sommer etwas später. Die Uhren, auch die über dem Eingangsthore der Citadelle befindliche Turmuhr, wurden nach dem Sonnenuntergange reguliert.

Die besseren Wohnhäuser, die einige Aehnlichkeit mit dem altgriechischen Hause hatten, waren gewöhnlich in folgender Weise eingerichtet.*) Das gemauerte Untergeschoß des Hauptgebäudes, das zuweilen an der Straße lag, zuweilen aber auch von der Hofmauer umschlossen wurde, enthielt Wirtschafts- und Vorratsräume oder Pferdeställe. Das aus Holz gebaute Obergeschoß war der Länge nach in zwei Abschnitte geteilt. Der nach dem Hofe zu gelegene Abschnitt, in den die Freitreppe mündete, bildete eine meist offene, zuweilen auch durch eine Glaswand abgeschlossene, überdachte Halle, die sogenannte Krevvata (*Κρεβ-βάτα*), die, mit Bänken, Polstern oder Teppichen versehen, als allgemeiner Wohnraum, als Rauch- und Speisezimmer, im Sommer auch wohl als Schlafzimmer, diente. Der nach der Straße zu gelegene Abschnitt enthielt gewöhnlich 2 Zimmer, von denen man das eine etwa als Empfangszimmer, das andere als Schlafzimmer bezeichnen konnte. Zwischen beiden lag ein dunkler oder nur durch Gitterwerk erhellter Raum, der gewöhnlich zur Aufbewahrung von Kleidern und Geschirr diente, zuweilen aber auch von den Frauen benutzt wurde, um unge-

*) Der Meister (mastoras), der solche Häuser baut, ist gewöhnlich Zimmermann, Tischler, Maurer, Dachdecker und Glaser zugleich. Sein Hauptwerkzeug, das ihm auch als Axt und Meißel, zum Bearbeiten von Steinen und Holz, dient, ist ein Hammer, dessen Rückseite mit einer Schneide versehen ist.

sehen die Unterhaltung der Männer zu belauschen. Bei den an der Straße gelegenen Häusern führte aus dem Empfangszimmer auch wohl eine Glasthür auf einen Balkon.

An der Freitreppe befand sich zuweilen eine in den Hof vorspringende Terrasse mit einem Blumengärtchen über einem gewölbten Raume, der als Keller diente. Vom andern Ende der Krevvata führte ein auf hölzernen Säulen ruhender überdachter Gang nach den Hintergebäuden. Diese bestanden aus dem Frauenhause (Haremlik), das also an der andern Seite des Hofes, dem Hauptgebäude (Selâmlyk) gegenüber, lag, und der Küche. Das Haremlik war gewöhnlich nur ein einziges größeres Zimmer nebst Krevvata. Große Wandschränke, die sich in dem Zimmer befanden, konnten auch hier als Versteck dienen. Auf denselben war auch wohl eine kleine Galerie angebracht, auf welcher bei Familienfesten Zigeuner-Musikanten Platz nehmen konnten.*) Unter dem Haremlik waren Ställe, Vorratsräume oder Wohnungen für Dienstboten. Eine besondere Treppe führte vom Frauenhause in den Hof hinunter.

In dem verstecktesten Winkel des Hofes lag zu ebner Erde die Küche, und dahinter der Abort. Ueber der Küche befand sich wohl noch ein Zimmer. In einem nach dem Gange zu gelegenen Seitenflügel des Hauptgebäudes wohnten auch wohl zu ebener Erde Thorhüter, Kawassen oder sonstige Dienstleute, während oben sich noch ein Extrazimmer für die Herrschaft befand.

In den Hauptzimmern waren Kamine angebracht, d. h. Estrichplatten mit darüber befindlichem Rauchfang. Dieselben wurden aber fast nie benutzt, sondern man stellte im Winter, wenn man sich wärmen wollte, große kupferne Kohlenbecken

---

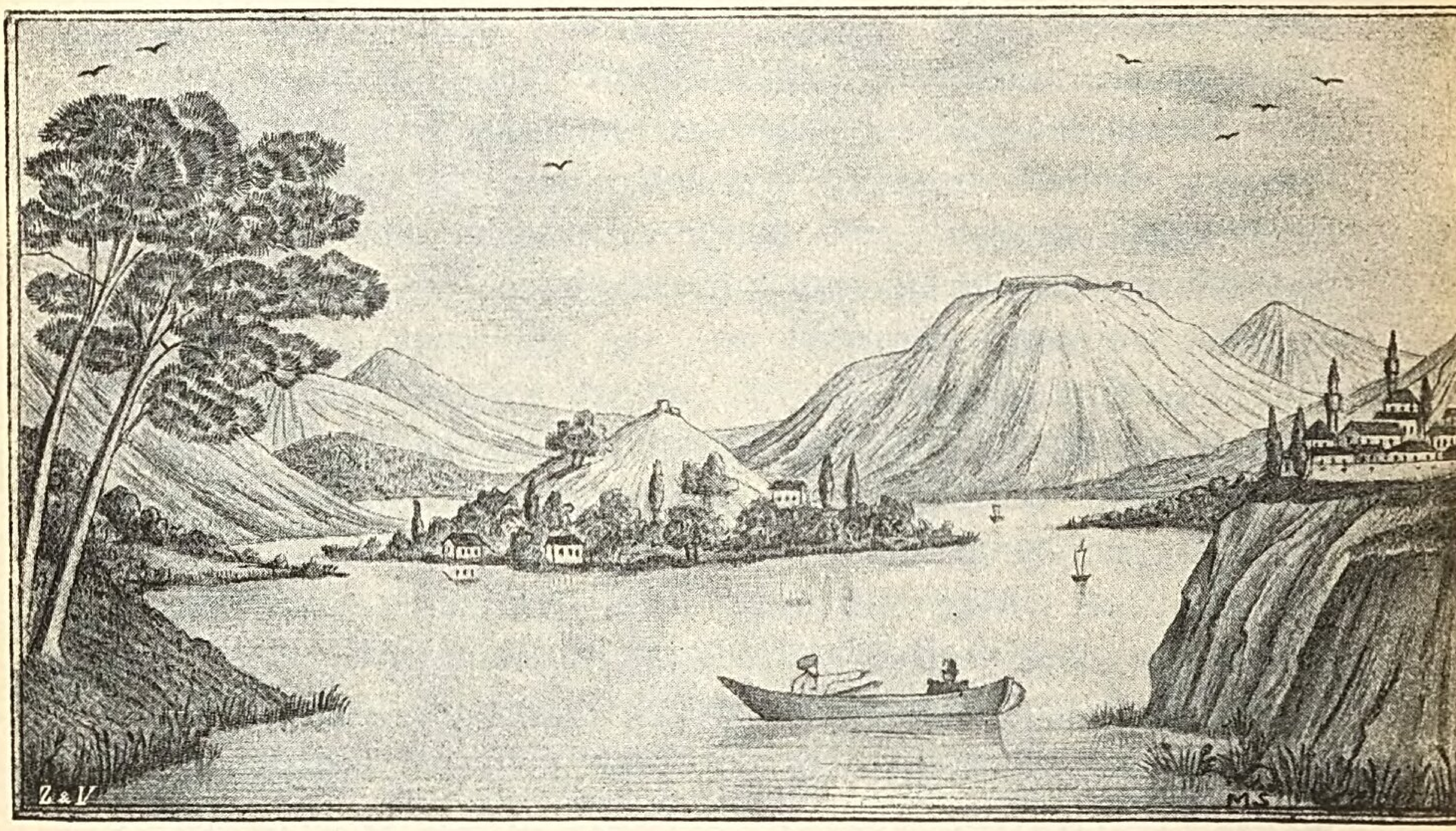
*) Von europäischen Musikinstrumenten gab es in Jannina, wie gesagt wurde, außer den Geigen der Zigeuner und den Signalhörnern der Soldaten, nur eine einzige Guitarre, die im Besitz eines jonischen Geschäftsmannes war. In einem vornehmen griechischen Hause entdeckte ich jedoch ein kleines, kaum 1 Meter langes, Spinett, das als Tisch diente, da sein eigentlicher Zweck der Familie unbekannt war. Die Tasten waren noch wohl erhalten, aber von Saiten war keine Spur vorhanden. Pianos lassen sich auf Packpferden nicht über die Berge transportieren.

(mankal, mangal) in den Zimmern auf. Als Brennmaterial, auch in der Küche, dienten Holzkohlen und Holz. Bei Nacht ließ man auf dem Herde die Kohlen unter der Asche fortglimmen. In den griechischen Häusern wurde außerdem, gewöhnlich im Schlafzimmer vor einem Heiligenbilde, eine ewige Lampe unterhalten. Zündhölzer wurden deshalb nur wenig gebraucht. Auch den Tschibuk zündete man gewöhnlich durch Auflegen glühender Kohlen an. Jeder Kawaß oder bewaffnete Diener hatte zu diesem Zwecke, außer Pistolen und Jataghan, eine etwa 20 cm lange Feuerzange mit silbernem Griff in seinem Gürtel. Dieselbe war in den hohlen eisernen Ladestock für die Pistolen eingesenkt und wurde auch wohl zum Ergreifen von Skorpionen und anderen giftigen Tieren, die zuweilen in die Zimmer kamen, verwandt.

Die Extrazimmer, die in manchen Häusern sich fanden, dienten besonders häuslichen Beschäftigungen. Näharbeiten wurden in so fern eigentümlich behandelt, als die Näherinnen das Zeug gewöhnlich nicht mit Stecknadeln an Nähkissen oder auf dem Knie fest hefteten, sondern mit den Zehen der bloßen Füße faßten und straff zogen, wobei sie stets auf dem Fußboden saßen. Auch das Strickzeug wurde anders behandelt als in Deutschland. Man fing den Strumpf nicht am Rande des Schaftes an, sondern an der Spitze des Fußes, indem man zuerst einen der Größe des Fußes entsprechenden, an beiden Enden zugespitzten, rings geschlossenen Schlauch strickte. Dieser Schlauch wurde dann in der Nähe des hinteren Endes, der Ferse, geöffnet, und der kurze Schaft an die Ränder des Einschnittes gestrickt. Gesponnen wurde ausschließlich mit der Spindel, die die Frauen auch im Gehen mit der größten Geschicklichkeit handhabten.

16. Kastritza und Dodona.

Die, nur von Türken bewohnte, Citadelle bildet eine in den See vorspringende Halbinsel. Dieser Halbinsel gegenüber, dem östlichen Ufer näher als dem westlichen, liegt eine Insel, die häufig das Ziel von Ausfahrten mit dem Ruder- oder Segelboot bildet. An der Nordseite derselben, von Bäumen



See von Jannina, 1857*).

und Gebüsch halb versteckt, ist ein Kloster, in dem man, gegen ein kleines Geschenk, immer freundliche Aufnahme findet. In diesem Kloster spielten sich die letzten Scenen der Tragödie Ali Pascha's, des berühmten Albanesen aus Tepelen, ab. Von den türkischen Truppen verfolgt, hatte sich der greise Tyrann von Jannina hierher geflüchtet. Das Zimmer, in welchem er seinen Tod fand, wurde den Besuchern gezeigt. In dem, nur aus

*) Rechts die Citatelle von Jannina, links der Abhang des Mitschikel, im Mittelgrunde die Insel, dahinter rechts die Ruinen von Kastritza, links ein Gipfel der Pinduskette. Nach einer eigenen Skizze.

einer Dielenlage bestehenden, Fußboden sah man noch die Löcher, die von den Kugeln seiner Verfolger herrührten. Da man dem gefürchteten Helden nicht nahe zu kommen wagte, erschoß man ihn von dem darunter liegenden Raume aus. Der Sage nach sollten Ali Pascha's Schätze sich noch in einer Felsenhöhle in der Nähe des Klosters befinden. Obwohl er übrigens den christlichen Bewohnern von Jannina ein harter Herr war, wird er doch von ihnen zu den epirotischen Nationalhelden gerechnet und neben Iskender Bej (Skanderbeg) und den König Pyrrhos*) gestellt.

Auch andere Klöster in der Umgegend von Jannina bilden oft die Zielpunkte von Ausflügen. Besonders interessant ist das Kloster von Kastritza, am Südende des Sees. Wenige Schritte von diesem Kloster, auf einem ziemlich steilen Hügel, finden sich nämlich wichtige Trümmer, die man damals in Jannina allgemein für die Ruinen von Dodona hielt. Der Berg Tomaros, an dessen Fuß das Heiligtum lag (Strabo VII, 7), wäre dann der, freilich nicht sehr nahe, hohe und steile Mitschikel (Mintzikeli), am Ostufer des Sees, Jannina gegenüber. Der heilige Quell von Dodona könnte die Quelle Drabadova**) (aus dem slavischen dobra woda, d. i. gutes Wasser) sein, welche im See, am Fuße des Mitschikel, entspringt und ein sehr reines Kalkwasser liefert. Doch die Gelehrten sind, glaube ich, jetzt anderer Meinung. Wie dem auch sei, die Ruinen von Kastritza, mögen sie nun die Stadt Dodona oder Ella (Hella) oder Kassiope, wie andere glauben, umschlossen haben, stammen aus dem grauen Altertum. Es sind sogenannte cyklopische Mauern, deren gewaltige Steine ohne Mörtel über einander geschichtet sind. Diese aus einem harten

*) Der Name Pyrrhos läßt sich aus dem albanesischen burra (mit griechischen Buchstaben gewöhnlich πούῤῥα oder μπούῤῥα geschrieben), d. i. „Mann", erklären und würde also dem deutschen Karl (Kerl) entsprechen. Im Griechischen ist Pyrrhos bekanntlich „der Rote."

**) Aravandinos schreibt Τραμπάτοβα, da d und b in neugriech. Schrift nicht durch δ und β ausgedrückt zu werden pflegen.

Kalk bestehenden Steinblöcke sind durchaus nicht unbehauen, wie man vielleicht glauben könnte. Ihre Fugen sind mit kleineren Steinen sorgfältig ausgefüllt. Die uralten Ringmauern umschließen einen Raum, in dem recht gut eine kleine Stadt (Akropolis) gestanden haben kann. An einer Stelle, wo der Hügelrücken schmal ist, treten sie so nahe zusammen, daß höchstens zwei kleine Häuser dazwischen gelegen haben können. Zwei einander entgegengesetzte Thore führten in die Stadt, das eine von Norden her, vom See, das andere von Süden. Die Mauern sind ungefähr 1½ Meter dick. An den vorspringenden Ecken unterscheidet man zwei oder drei große Türme, die sich noch etwa 5 bis 6 Meter hoch erheben. Nach der Meinung des gelehrten Epiroten P. Aravandinos (*Ἀραβαντινός*, *Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου*, Athen 1857, II, pag. 214) hätte die Stadt noch in der christlichen Zeit gestanden*), sei etwa im 6. Jahrhundert bei einem Einfalle der Goten (552) oder anderer Barbaren zerstört und von ihren Bewohnern verlassen worden, welche sich dann auf der in den See vorspringenden Halbinsel, wo jetzt die Citadelle von Jannina liegt, ansiedelten.

Nachgrabungen innerhalb der Ringmauern von Kastritza würden vielleicht manches Interessante zu Tage fördern. Der Igumenos (*ἡγούμενος*, Abt) des benachbarten Klosters erzählte mir, er habe beim Graben eines Brunnens epirotische**) und macedonische Münzen gefunden. In Jannina wurden oft solche Münzen zum Kauf angeboten, ebenso geschnittene Steine.

An den sonst völlig kahlen Westabhängen des Mitschikel erblickt man von Jannina aus, nicht weit von einem Dörfchen, zwei dunkle Punkte. Es sind dies zwei riesige Bäume, bei deren Anblick man wohl an die „redende Eiche" von Dodona

*) Nach Strabo, der unter Augustus lebte, war schon zu seiner Zeit Dodona wüst, und es gab in Epirus nur Dörfer und Ruinen, dagegen nimmt noch im Jahre 197 ein Bischof von „Dodona in Epirus" an der Synode von Ephesus teil. — Ueber Cyklopenmauern vergl. Pausanias 2,25.

**) Auf der einen Seite ein Vogel, auf einem Zweige sitzend, daneben die (dorische) Inschrift: *ΑΠΕΙΡΩΤΑΝ*, d. i. „der Epiroten". Auf der anderen Seite ein Kopf mit einem Lorbeerkranz.

erinnert wird, von deren Holz ein Stück in das Vorderteil des Schiffes Argo eingefügt war (Apollodor, Bibl. I, 9,16).

Bekanntlich weissagten in Dodona Priesterinnen nach dem Rauschen einer heiligen Eiche. Diese Priesterinnen wurden Peleiades genannt, d. i. „wilde (blauschwarze) Tauben". Man nannte sie wahrscheinlich so wegen der fremdartigen (ägyptischen) Kopfhülle. Aegyptische Priester berichteten dem Herodot (II, 54), zwei heilige Frauen seien von Phöniciern aus dem ägyptischen Theben, der Stadt des Gottes Ammon, weggeführt worden. Die eine habe in Libyen das Orakel des Jupiter Ammon gestiftet, die andere in Epirus das Heiligtum des dodonäischen Zeus. Aehnliches erzählten auch die Dodonäer selbst, nur sagten sie, es seien zwei schwarze wilde Tauben gewesen, die von Theben weggeflogen seien. Die eine habe sich auf der Eiche in Dodona niedergelassen und mit menschlicher Stimme befohlen, daselbst ein Heiligtum zu gründen. Die Priester, welche den Fremden die Orakelsprüche übermittelten und deuteten, hießen Selloi. Das Wort läßt sich vielleicht aus der albanesischen Sprache erklären, in welcher sièl „bringen, darbringen" bedeutet. Sie wären danach die Darbringer, d. i. Opferer, gewesen. Nach Strabo (Auszug aus dem Schluß des 7. Buches, 1) wurden in späterer Zeit die Orakelsprüche nach dem Klange eines ehernen Beckens erteilt. Vor diesem Becken stand eine Bildsäule, die eine eherne Peitsche hielt. Die Schnur derselben bestand aus Drahtgeflecht, an welchem Knöchel hingen. Vom Winde bewegt, schlugen diese an das Becken und brachten einen stärkeren oder schwächeren Ton hervor, der so lange klang, daß man bis 400 zählen konnte.

Homer nennt Dodona das „winterliche" (Il. II, 750). Der Ausdruck würde auf die Gegend von Jannina sehr gut passen. Denn, obwohl die Stadt in der Breite von Kap Leuca liegt und wenigstens einen Grad südlicher als Neapel, so ist das Klima doch wegen der Höhe ein verhältnismäßig rauhes. Es gedeiht zwar der Granatbaum und die Feige noch sehr gut, die Olive aber höchstens in Gärten an geschützten Stellen, die

Orange und Dattelpalme, die in gleicher Breite am Meere sehr gut fortkommen, gar nicht. Der Mitschikel trägt einen großen Teil des Jahres hindurch Schnee auf seinem Gipfel, und die Höhen des Pindus (Lakmôn), welche man von Jannina aus über den südlichen Abhang des Mitschikel sich erheben sieht, sind bis in den Juli hinein mit Schnee bedeckt und fangen schon im August wieder an, sich weiß zu färben. In besonders harten Wintern soll der See sogar zufrieren, so daß einmal ein Pascha, der im Winter von Konstantinopel nach Jannina geschickt wurde, über den See ritt, den er für eine ebene Landfläche hielt.

In Dodona wurde, wohl zuerst in Europa, der Monotheismus und ein bilderloser Gottesdienst gepflegt. Der uralte Spruch der Priesterinnen lautete, nach Pausanias X, 12:

> Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein; o gewaltiger Zeus du!
> Erde bringt Früchte hervor, drum preiset als Mutter die Erde.

Im Rauschen des Baumes glaubte man die Stimme Gottes zu vernehmen (vergl. 1. Könige 19, 11 und 12). Zu dieser ernsten Religion würde die Umgebung von Jannina vorzüglich stimmen: Gewaltige Bergmassen, die ein fruchtbares Thal und einen spiegelklaren See einschließen, darüber ein meist wolkenloser Himmel, zuweilen jedoch furchtbare, langanhaltende Gewitter, nicht selten Erdbeben*). —

Der Ackerbau in der Umgegend wird, oder wurde wenigstens 1857, noch in ganz alter Weise betrieben. Man pflügt mit Stieren, niemals mit Pferden. Die Tiere werden nicht mit der Peitsche angetrieben, sondern mit einem Stachelstock (Kentron). Bei der Ernte schneidet man das Getreide unter den Aehren ab, so daß lange Stoppeln stehen bleiben. Diese werden dann angezündet, und die Asche dient wieder als Dünger.**) Als Tenne benutzt man einen runden geebneten Platz im Freien. Dort werden die Körner von Pferden oder andern Tieren aus-

---

*) Wenn man fragte, warum die Fenster plötzlich zu klirren begannen, da es doch Lastwagen in Jannina nicht gab, so erhielt man wohl die lakonische, ohne jede Erregung gegebene Antwort: „Sismos inä", 's ist ein Erdbeben. So gewöhnlich war diese Erscheinung.

**) Vergl. mein Handb. der ebr. Mythologie, S. 189.

getreten (vergl. 5. Mos. 25,4). Von Getreidearten baut man besonders Weizen, für die Menschen, und Gerste, für die Pferde, daneben zuweilen Mais. —

Im Januar 1858 kam der neue österreichische Konsul, Vuletich, ein Dalmatiner. Die Damen seiner Familie, Frau und Schwiegermutter, hatten die beschwerliche Winterreise über die Gebirge in einem Tachtyrwân (eigentl. tacht-i-rawân, d. i. wandelnder Thron) zurückgelegt, einer hölzerner Sänfte, ohne Fenster, welche so zwischen zwei Pferden aufgehängt wird, daß das eine vorn in einer Schere geht, das andere hinten. Auf den schmalen Bergpfaden ist ein anderer Transport nicht möglich. Das blonde serbische Kammermädchen jedoch hatte die Reise hoch zu Roß gemacht, wie die Männer. Der bisherige Konsul, Ferdinand Haas, war nach Rustschuk versetzt, und ich hatte so Gelegenheit, die schönste Reise meines Lebens zu machen.

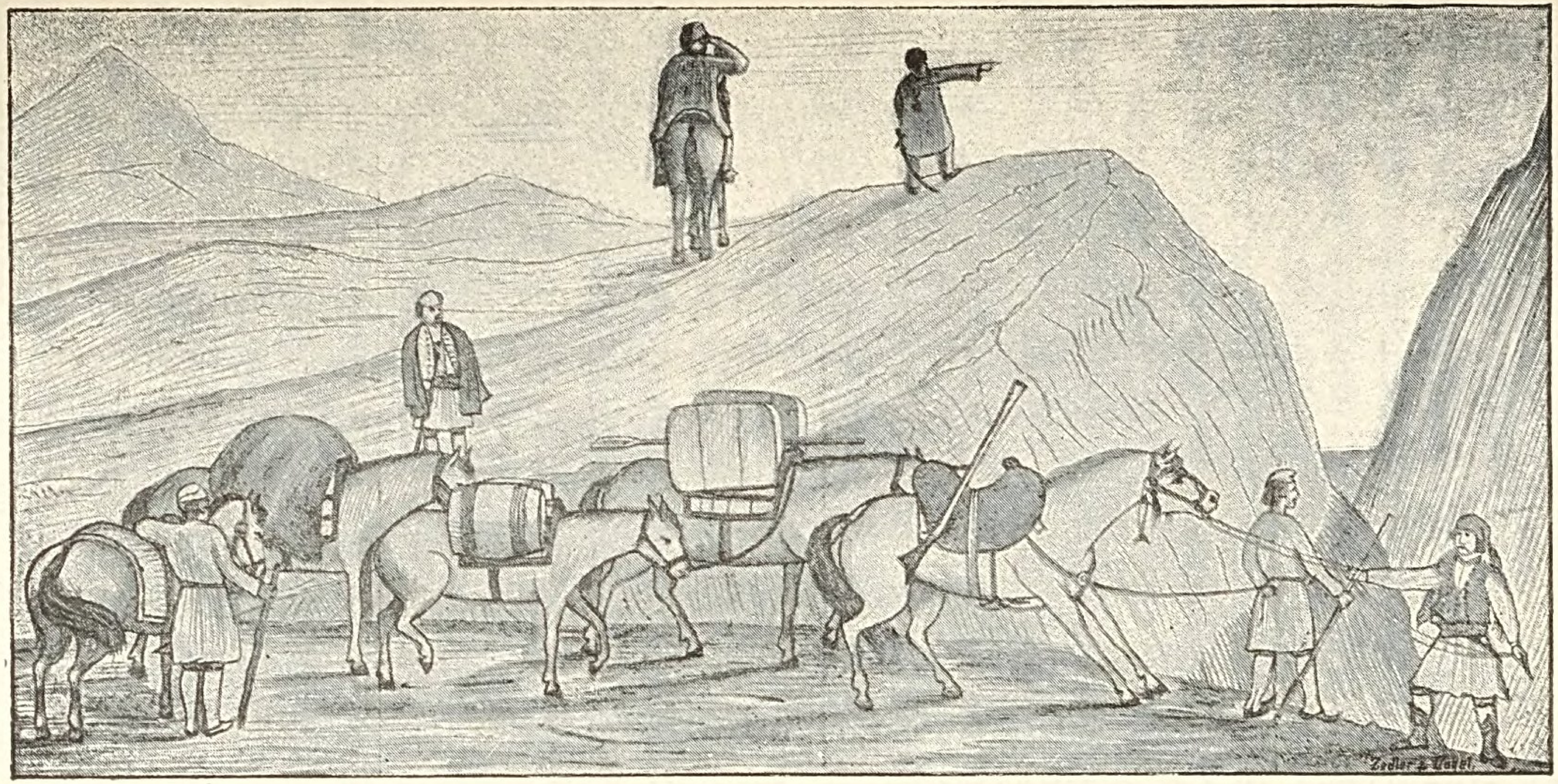
---

17. Wieder im Sattel.

Am 27. Januar versammelte sich eine stattliche Reiterschar vor dem Konsulat und im Hofe desselben. Nicht nur die Beamten des Konsulats, sondern fast die ganze fränkische Kolonie, sowie viele türkische und griechische Freunde, wollten dem scheidenden Konsul das Geleit geben.

Bis zum Katziko-Khan (Ziegenwirtshaus) begleitete uns die ganze Kavalkade, meist im scharfen Trabe reitend. Dort wurde das Gefolge etwas kleiner, und eine halbe Stunde später verloren sich auch die letzten der joannitischen Freunde. Unsere Karawane bestand nun noch aus 2 Suwari's*) („Zabtiés, Gensdarmen), 2 Kawassen, drei Agogiaten (Pferdetreibern, Schaffnern), dem Konsul mit seiner Familie und mir. Die Gegend, die wir zu durchziehen hatten, war wieder unsicher geworden. Kurz vor unserer Abreise hatte Suliman Bej den Räubern bei Arta

*) Richtig Suwâr, d. i. Berittener, Reiter.



Reisegesellschaft in Epirus, 1858.*)

*) Die Personen sind, von links nach rechts: Agogiat (Grieche), Derbendtschi (muhammed. Albanese, S. 46), Efendi, Gensdarm, Agogiat, Kawaß (christlicher Albanese). Die hölzerne Gabel, die das eine Packpferd trägt, dient beim Beladen zur Unterstützung der Last. Eigene Skizze.

eine regelrechte Schlacht geliefert und einen Capitano getötet, dessen Kopf in Jannina über der Treppe zum Gouvernementsgebäude ausgestellt wurde. Die Männer waren daher sämtlich bewaffnet, zum Teil sogar bis an die Zähne. Die 4 Kinder wurden in großen Körben transportiert, welche rechts und links am Packsattel zweier Pferde befestigt waren. Die Konsulin ritt auf einem europäischen Damensattel.

Ringsum auf den Bergen lag tiefer Schnee, und die Gewässer, die wir zu passieren hatten, waren mit Eis bedeckt. Dabei brannte jedoch die Sonne so heiß, daß die warme Kleidung lästig wurde. Bald hörte die Ebene auf, und es ging, nachdem wir manchen Bach überschritten, manchen Khan bei Seite gelassen hatten, die Berge hinauf, wo sich der Schnee noch mehrte. Wir hatten gehofft, bis Pentepigadia zu kommen, doch überfiel uns die Nacht unterwegs, so daß wir uns nach einer Herberge in der Nähe umsehen mußten. Eine halbe Stunde vom Wege seitwärts lag hoch auf dem Berge ein Dorf. Dahin lenkten wir unsere Tiere. Die Agogiaten waren mit den Packpferden vorausgegangen. Die Gensdarmen wußten den Weg nicht, und so kam es, daß wir lange in der Dunkelheit an den Bergen umher ritten, ohne zu wissen, wohin. Der eine Gensdarm hatte ein sehr junges Pferd. Um es zu schonen, ging er fast beständig neben oder hinter demselben in dem Schneewasser dahin, und es schien zuweilen, als hätte er es am liebsten in seinen großen flatternden Reitermantel gehüllt, um es vor der Kälte zu schützen.

Endlich fanden uns die Leute, die uns entgegen gegangen waren, und brachten uns auf steilem Pfade über Felsen und Geröll zu der Wohnung eines wohlhabenden Bauern. Das Zimmer, in das man uns führte, war besser, als wir erwarten konnten. Um den Kamin lagen verschiedene Teppiche, auch hatte das Haus eine Krevvata (S. 59). Am andern Morgen brachen wir schon früh, es war noch ganz finster, auf. Während der Vorbereitungen wurde es allmählich heller, endlich erglühten die beschneiten Gipfel in rosigem Lichte, und die Sonne ging auf

über dem hohen Bergrücken, dessen Halde, hie und da mit Cypressen besetzt, das Dorf trug. Nun erst sahen wir das Thal im schönsten Glanze vor uns liegen. Der Zug, der mit seinen bunten Trachten, nur notdürftig vom Schmutze des gestrigen Marsches gereinigten Kleidern, den wildflatternden Haaren und der schweren Bewaffnung eher wie eine Räuberbande aussah, als wie eine Karawane von Reisenden, ging in Schlangenwindungen den Berg hinunter. Zuerst mußte jeder sein Pferd am Zügel führen, über Felsen und zwischen hochstämmigen Eichen hindurch. Nach einer Viertelstunde kamen wir in der Ebene an, und nun konnte die Reise in der gewohnten Ordnung wieder zu Pferde fortgesetzt werden. Einige Stunden ging es in der Ebene fort, durch Wiesen und Felder, über Flüsse und durch Sümpfe, die jedoch meist zugefroren waren. Endlich kamen wir an die Gebirge von Pentepigadia (türk. Besch-Bunar, d. i. 5 Brunnen). Alles war mit Schnee bedeckt. Der Weg zog sich malerisch am Rande des Abgrundes hin, den Berg hinan, auf dessen Höhe die Festung liegt, sowie die 5 Brunnen, die dem Orte den Namen gegeben haben. Das Fort, mit dem auch ein Khan verbunden, ist ganz neu. Ringsum auf den benachbarten Hügelspitzen sind kleine Häuser für die Derbend-Soldaten (S. 46). Ohne Aufenthalt ging es weiter, bergauf, bergab, bis nach Karavassera (*Καραβοσαρᾶς*, Kjârwân-Serâj), denselben Khan, wo ich bei der Hinreise die letzte Nacht geschlafen hatte (S. 51). Dort wollten wir Mittagsrast halten. Bei unserm Eintritt sprangen etwa 20 finster blickende Männer in schmutzigen Fustanellen empor, die da gelagert und ihren Pilav verzehrt hatten. Sie führten weder Pferde noch Gepäck mit sich, waren also keine Reisenden. Landleute konnten es auch nicht wohl sein, wegen der von Waffen strotzenden Gürtel, die sie trugen. Was waren sie denn? — Wir haben sie nicht danach gefragt. Immerhin waren sie höflich genug, uns die besten Plätze am Feuer einzuräumen. Uebrigens erhoben sie sich bald, wie auf ein gegebenes Zeichen, und gingen schweigend hinweg. Mir fiel das Klephtenlied ein, das ich in Jannina gehört hatte:

Es hausen Räuber im Gebirge,
Um Arta und in Agrapha*).
Dort lagern sie und essen, trinken
Und setzen Arta's Stadt in Furcht.
Sie schreiben Droh- und Fehdebriefe
Und speien auf des Kadi Bart.

Nach einstündiger Rast setzten wir die Reise fort, zunächst noch auf dem Wege nach Arta. Mit jedem neuen Hügel, den wir überschritten, mit jeder Biegung des Weges wurde der Schnee weniger und das Klima schöner. Die immergrünen Bäume, die bisher nur aus Koniferen und Stacheleichen bestanden hatten, mehrten sich. Im allmählichen Aufsteigen gelangten wir endlich bei Sonnenuntergang zu dem letzten Berggipfel, von dem sich eine prächtige Aussicht in eine ganz andere Welt eröffnete. Der Schnee war hier gänzlich verschwunden, alles grün, wie mitten im Sommer. In der Ferne glänzte im letzten Abendrot das Meer, der Golf von Arta.

In Strivina, einem Dorfe von einigen 30 Haushaltungen, kehrten wir bei Christos Stomatis, einem, auch in Jannina wohlbekannten, reichen Bauern, ein. Sein Herrenhaus war, wie eine Festung, ganz aus Kalkstein gebaut. In dem unteren, nur durch Schießscharten erhellten, Raume waren die Pferde untergebracht. Von da führte eine Treppe in das obere Geschoß, das auch mehr Schießscharten als Fenster hatte. Endlich konnte man noch einen kleinen Eckturm besteigen, der eine weite Aussicht in das Land gestattete. Da war keine Krevvata, keine Freitreppe, keinerlei Schmuck. Alles war nur auf die Verteidigung berechnet. In dem Hause befand sich ein Arsenal der verschiedensten Waffen, und Stomatis konnte sogar, unter der Anführung eines seiner Söhne, jederzeit eine berittene Schar direkt aus dem Hause gegen die Feinde schicken. Diese Feinde waren eben die Klephten, welche „Arta in Schrecken setzen". Da er es mit der türkischen Regierung hielt, waren seine Besitzungen häufig das Ziel räuberischer Ueberfälle.

*) So heißt das hellenisch-epirotische Grenzland, weil man den Bewohnern dieser „Räuberdörfer" (kleptochôria) die Schreibkunst abspricht. Wie das Lied sagt, „schreiben" (graphun) sie aber doch.

18. Prevesa.

Am andern Tage wandte sich unser Marsch von der Ebene von Arta ab und westlich über die Berge dem Thale des Luros-flusses zu, da wir direkt zu Lande nach Prevesa kommen wollten. Die Landschaft ist prächtig: In der Mitte des Thales rollt der Fluß schäumend und brausend dahin, ähnlich der Bode bei der Roßtrappe. Rechts und links umsäumen ihn immergrüne Bäume in romantischen Gruppierungen. Dahinter erheben sich groteske Felsen, zwischen denen sich unser Weg hinschlängelt. Einzelne oberschlächtige Mühlen werden durch Mühlgräben getrieben, deren Wasser stundenweit aus dem Flusse abgedämmt und in der Höhe hergeleitet ist. Eine weiße Kirche schimmert unter dunklem Laube hervor, dazu braust ganz in der Nähe ein Wasserfall. Einen kleinen Hügel krönt eine Ruine mit gotischen Spitzbogenfenstern. Man glaubt sich nach Deutschland, etwa zur Klosterruine von Walkenried, versetzt. Einzelne Landhäuser, weiß und niedlich in italienischem Stile, zeugen von Wohlhabenheit. Hier herrschten einst die Venetianer, und von ihnen rührt wohl auch der gotische Bau her. Die Berge treten nun mehr zusammen, rötliche Felsen, wie bei Ilfeld, engen das Thal ein. Unser Weg wendet sich bald vom Flusse ab, westlich in den Wald und die Berge hinein.

Bald taucht ein See mit schön bewaldeten Ufern auf. Indes fängt es an zu regnen, die Karawane zieht stumm, in die Mäntel gehüllt, weiter. Ein großer Sumpf hemmt den Marsch. Wir müssen von den Pferden steigen, um am Abhange glatter Felsen uns zwischen stacheligem Ilex-Gestrüpp hindurch winden zu können. Pferde gleiten aus, rollen den glatten Abhang hinunter und können nur mit Mühe wieder herauf gebracht werden. Endlich geht es durch Wiesen und Thal fort bis nach Gantzas (*Γκαντζαί*), einem ziemlich schmucken Dorfe mit hübscher Kirche, wo wir bei Spiro Sacca einkehren, einem Agenten des Großhändlers Vitalis in Konstantinopel. In dem gemütlichen Zimmer, das uns zur Mittags-

rast aufnimmt, fallen mir Oellampen von Thon auf, die an „stilvoller" Ausführung den antiken wenig nachgeben.

Inzwischen hatte der Regen aufgehört. Wir zogen weiter, erst auf einem Steindamme durch Sumpfland, wo die üppigste Vegetation herrschte, am Flusse hin, dann in der Ebene fort bis nach Luros, einem großen, aber ärmlichen Dorfe, dessen Hütten meist aus Schilf oder Stroh und Erde bestanden. Die Leute gaben an, ihr Dorf sei vor Kurzem von hellenischen Räubern überfallen und ausgeplündert, dann von türkischen Soldaten, den Verfolgern dieser Räuber, niedergebrannt worden. Vielleicht war nur das Letztere richtig, und die Bewohner waren selbst nicht ganz frei von Klephtentum. Denn diese kräftigen und elastischen Gestalten mit den kühn blitzenden Augen sahen nicht aus, als ob sie sich vor Räubern fürchteten. Auch schienen sie mit der Führung der Waffen wohl vertraut zu sein und hielten zum Ueberfluß eine Menge großer angriffslustiger Hunde. Der Menschenschlag ist, Dank der Mischung mit italienischem Blut, verschieden von dem des mittleren Epirus.

Die Männer, und besonders die Frauen, meist „schwarzäugig und schwarzbrauig" (mavrommatis, mavrophrydis), sind von fast idealer Schönheit*). Eines der besseren Häuser wurde von einer Witwe und ihrer Tochter bewohnt. Dort fanden wir ein genügendes Unterkommen für die Nacht.

Am andern Tage brachen wir spät auf, da wir nur einen kurzen Marsch vor uns hatten. Der Weg war ziemlich gut, erst noch in der Ebene hin, dann über die letzte Hügelreihe. Bald langten wir an der Basis der Halbinsel an, deren Spitze Prevesa trägt. Der Golf von Arta lag vor uns mit seinen Halbinseln und Inselchen, sowie den großen seeartigen Fischereien (S. 47). Etwas später erschien auch, auf der andern

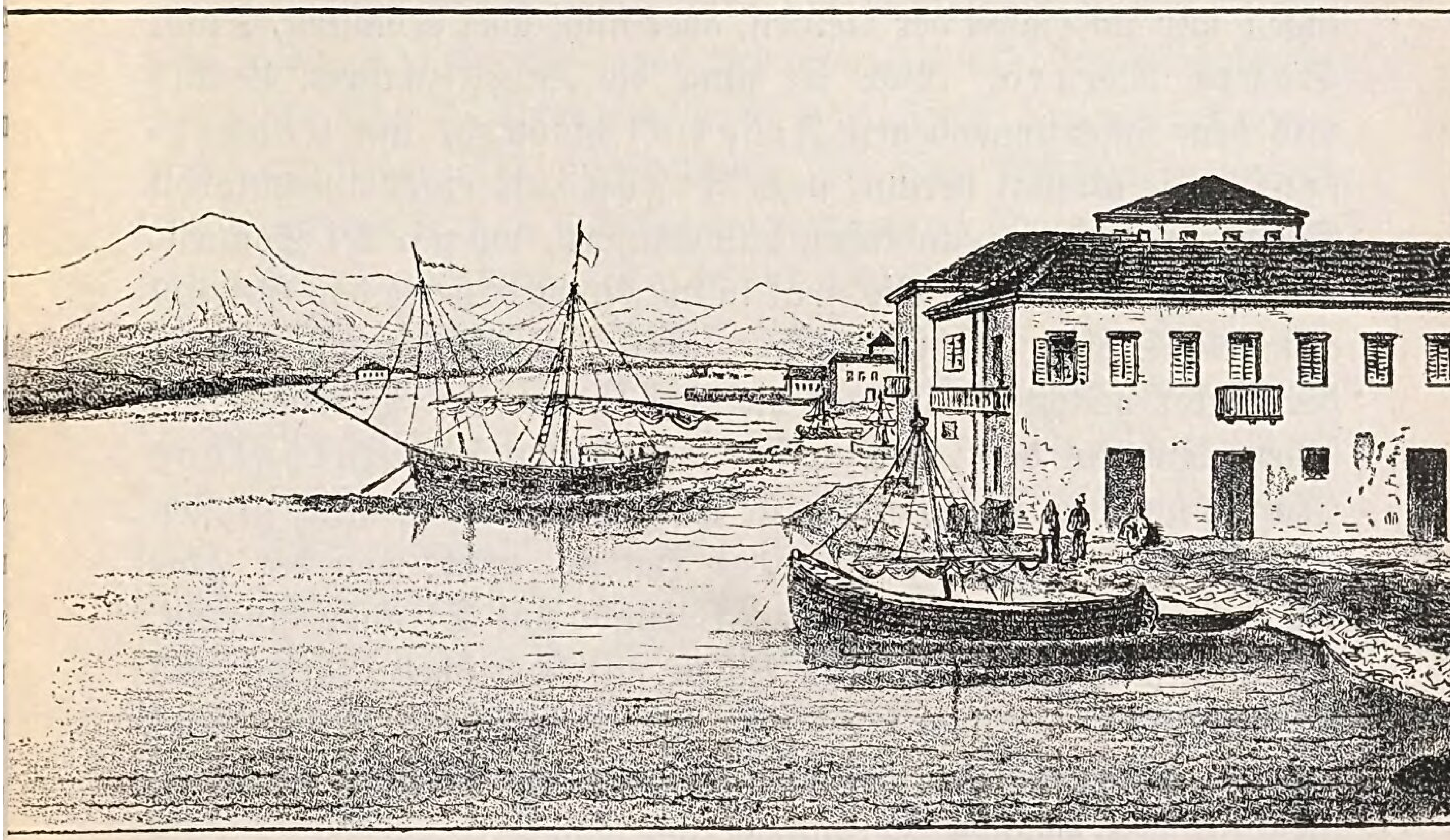
*) Das Ideal der Frauenschönheit drückt der Orientale durch folgende Vergleichungen aus. Das Haar, blauschwarz, geringelt und duftig, muß der Hyacinthe (türkisch sümbül) gleichen, der Mund dem Rubin (jâkût), die Wange der Rose (gül), das Auge der Narcisse (nergis), der Hals der Jasminblüte (semen), die Augenbraue muß gewölbt sein, wie ein arabisches n, die Nase gerade, wie ein elif (senkrechter Strich), die Taille dünn, wie ein Haar, der Wuchs schlank, wie eine Cypresse (serw).

Seite, das jonische Meer. Zur Rechten und Linken sah man den Schaum der Brandung. Endlich hörten die Felsen auf, und wir ritten auf dem Alluvialboden dahin. Da tauchten unter Epheu und andern immergrünen Pflanzen die Ruinen von Nikopolis auf, der Stadt, welche Augustus nach dem Siege von Actium bauen ließ. Sie nehmen einen sehr großen Flächenraum ein und reichen fast von einem Meere bis zum andern. Einige Gebäude sind wohlerhalten, besonders ein Theater, bei dem noch die Treppen zu sehen sind, die zu den oberen Sitzreihen führten. Auch Thore und triumphbogenartige Bauwerke sind vorhanden. Manches kleinere Privathaus würde sich mit geringer Mühe wieder bewohnbar machen lassen, da der Mörtel, der die Steine zusammen hält, noch sehr hart ist. Parallel mit dem Wege ziehen sich die Trümmer einer Wasserleitung hin, von der allerdings meist nur die Pfeiler erhalten sind, an einigen Stellen aber auch die Bögen, zuweilen mehrfach über einander. Nun nahm uns der Olivenhain auf, der die Stadt Prevesa im Norden umgiebt. Zwei Reiter sprengten daher, ein weißer und ein schwarzer, in denen wir bald Kassapis, den Sekretär des österreichischen Konsularagenten, und den schwarzen Kawassen Taïr Agha erkannten. Mit ihnen zusammen ritten wir in die Stadt ein, die man nicht eher erblickt, als bis man darin ist. — Hier standen, am 30. Januar, die Pfirsiche in voller Blüte, während die Oliven zum Teil noch an den Oelbäumen hingen.

Nach zwei im Hause des Konsularagenten Giurovich sehr angenehm verbrachten Tagen*) flatterte auf dem türkischen Fort die Flagge empor, die die Ankunft des Dampfers meldete, der uns nach Lutraki bringen sollte. Bald brauste derselbe in den Hafen herein, und wir ließen uns, trotz des heftigen Windes und der rollenden See, sofort an Bord bringen. Diese Eile

*) Abends versammelte sich ein Teil der fränkischen Kolonie in der österreichischen Agenzie zu musikalischer Unterhaltung. Giurovich selbst blies die Flöte, Frau Penelope Bosio, eine geborene Engländerin, deren Mann ein italienischer Arzt im türkischen Dienste war, sang zur Guitarrenbegleitung englische, italienische und griechische Lieder. Auch der junge katholische Priester, Padre Damaso aus Ancona, war ein tüchtiger Sänger.

wäre jedoch nicht nötig gewesen, denn die See ging immer höher und verhinderte die Ausfahrt über die gefährliche Bank von Actium, die nur etwa 3 Meter unter der Oberfläche liegt und den Golf von Arta absperrt. Endlich rasselte die



Hafen von Prevesa, 1858*).

Ankerkette empor, die Maschine begann zu arbeiten und der „Oriente" glitt auf den immer noch bewegten Wellen dahin. Als wir uns dem Ausgange des Golfes näherten, wurde die Maschine gehemmt, und in lautloser Stille, in der man kaum zu atmen wagte, strich das Schiff über die Bank hinweg. — Draußen empfing uns das Geheul des Windes und das Brausen der wildbewegten See.

Von dem berühmten Tempel des Aktischen Apollo (Strabo VII, 7) sind nur wenige Trümmer übrig. Dafür steht auf einem in das Meer vorspringenden Damme eine einsame Windmühle.

*) Rechts das türkische Zollhaus, dahinter die englische Konsular-Agenzie, im Hintergrunde, von links her sich erstreckend, die Landzunge von Actium, dahinter die Berge der Insel Leukas. — Eigene Skizze, aufgenommen von der Scala der österreichischen Konsular-Agenzie.

19. Das Fest in Athen.

Schon von Prevesa aus sieht man die felsigen Berge der Insel Leukas (Levkada, Santa Maura), deren Spitzen, sowie die der festländischen Berge, mit Schnee bedeckt waren. Bald lagen wir im Hafen der kleinen, aber nicht übel gebauten, Stadt Santa Maura. Von da ging die Fahrt zwischen Leukas und dem sagenumwobenen Ithaka*) hindurch, um Kephallenia (Cefalonia) herum, nach Argostóli, einer ansehnlichen Stadt mit vielen freundlichen Landhäusern, wo wir bei Sonnenuntergang ankamen. Bis spät in die Nacht dauerte das Gewühl auf dem Schiffe und im Hafen. Erst um Mitternacht wurde der Anker gelichtet, und als die neue Sonne am Horizonte erschien, dampfte der „Oriente" in den Hafen von Zakynthos (Zante) hinein. Die Hauptmasse der schönen und ziemlich großen Stadt liegt an der Nordseite des Hafens, rechts von der Einfahrt, während sich links eine Vorstadt am Strande hinzieht. Ueberall sind die prächtigsten Villen mit herrlichen Gärten und Baumgruppen. Alles birgt sich in freundlichem Grün (daher von den Venezianern „fior del Levante" auf „Zante" gereimt), nur auf den höchsten Bergspitzen lag Schnee.

Weiter ging die Fahrt. Noch einmal taucht Ithaka neben Kephallenia auf, dann versinken diese schönen Inseln, die schneebedeckten Berge von Akarnanien und dem Peloponnes treten immer weiter auseinander, und bald liegt das Schiff auf der Höhe von Mesolongion (*Μεσολόγκιον*, *Μισολόγκιον*, Missolungi). Man leitet den Namen wohl vom neugriechischen longos (*λόγγος*), Wald, ab und erklärt ihn durch „mitten im Walde". Von Wald sieht man jedoch in der ganzen Umgegend nichts, dagegen erstrecken sich weite Meeressümpfe um die weiß schimmernde Stadt herum. Ich vermute daher, daß nicht das altslavische long^{u} Wald (woher das griechische longos kommt), zu vergleichen ist, sondern eher altslav. lonka, Sumpf (litauisch

*) Durch das Fernrohr kann man Hirten am Strande hinwandern sehen, die dort im Sommer und Winter ihre Herden weiden. Man denkt dabei gern an Eumaios, den „ersten der Männer" (Odyss. 15, 389), den Sauhirten des „göttlichen Odysseus".

lanka, Wiese). Hier starb bekanntlich am 18. April 1824 Lord Byron am Sumpffieber. Ein englischer Kaufmann, der sich an Bord des „Oriente“ befand, kannte kaum den Namen des großen Dichters. —

Inzwischen hatten sich Wind und Wellen gelegt, das Wetter war schön, und der Golf von Lepanto (Korinth) lag spiegelglatt vor uns. Vor Mesolongion hatte das Schiff nur einen Augenblick auf hoher See angehalten. Da kein Passagier gemeldet wurde, so dampfte es hinüber nach Patrae (Patrasso), wo wir gegen Abend ankamen. Die schöne, regelmäßig gebaute Stadt, mit großen prächtigen Häusern, Säulenhallen und Balkonen, liegt am Abhange eines Berges, dessen Gipfel ein Fort trägt. Im Hafen wimmelte es von Schiffen verschiedener Flaggen und von Barken. Erst gegen Mitternacht konnte der „Oriente“ seine Fahrt fortsetzen. Wenige Stunden darauf wurden wir durch das Hinabrasseln des Ankers geweckt. Ein Kanonenschuß folgte, der von allen Bergen wiederhallte. Wir lagen vor Vostitza. Bald verkündete das Getrappel und der Lärm über unsern Köpfen, daß neue Passagiere angekommen waren. Weiter ging die Fahrt, und als der Tag zu leuchten begann, weckte der Ruf „arrivati“ die Schläfer und trieb sie auf das Verdeck. Der Anker fiel, und das Schiff stand am Ende des Golfs, vor Lutraki, einem kleinen ärmlichen Orte, wo der österreichische Lloyd ein schönes Haus besitzt mit großem Wartesaal und einer geräumigen Säulenhalle davor. Unter der Halle saß ein alter Türke mit weißem Bart und großem Säbel, während im Hofe ein hellenischer schnurrbärtiger Lieutenant sich den Damen nützlich zu machen suchte. Die mit dem Schiffe angekommenen Hellenen hatten ihren besten Feststaat angelegt, denn heute war der Tag, an dem König Otto vor 25 Jahren in Nauplia den Fuß ans Land gesetzt hatte. Unter den Gästen, die zum Jubiläum nach Athen reisten, befanden sich auch vornehme Jonier (Heptanesier), so Graf Capodistria aus Corfu, ein Neffe des ehemaligen Präsidenten der Republik, ferner Conte di Roma, einer der reichsten Grundbesitzer in Zante, beides sehr gebildete

Männer (der letztere hatte in Berlin studiert und war, außer mancher andern Sprache, auch des Deutschen mächtig).

Der Weg über die Landenge wurde auf einer guten Fahrstraße in Omnibussen zurückgelegt, welche, an allen Seiten offen, die freieste Aussicht gestatteten. Nach einer halben Stunde langten wir, meist im scharfen Trabe, bei mäßiger Steigung, auf dem höchsten Punkte des Isthmus an, und der saronische Golf mit seinen Inseln und Vorgebirgen lag vor uns. Selbst die Akropolis von Athen zeigte sich fern am Horizonte. Zugleich erhob sich im Südwesten Akrokorinth's ungeheurer Felsenkegel, ähnlich einer großen Glocke, auf dem sich die Ruinen der alten Befestigungswerke ziemlich deutlich unterscheiden ließen. Nicht „Poseidons Fichtenhain", sondern ein niedriger Buschwald streckte sich an einem großen Teile der Straße hin. Aber Korinth war nicht das Ziel unserer Fahrt, sondern das Hafenörtchen Kalamaki am saronischen Golf.

In stetem Trabe ging es den jenseitigen Abhang der Hügelkette, der bedeutend steiler ist, hinab und in Schlangenwindungen der Meeresküste zu. Den ganzen Weg entlang, der in kaum einer Stunde zurückgelegt wurde, befanden sich in bestimmten Abständen Wachthäuser zum Schutze der Straße gegen räuberische Ueberfälle.

Im Hafen von Kalamaki, einem etwas größeren und schöneren Dorfe, wiegte sich majestätisch, ganz in der Nähe des Strandes, der Dampfer „Schild", und bald brachte uns die Barke des freundlichen Lloyd-Agenten, der uns in deutscher Sprache begrüßte, an Bord. Dort wimmelte es schon von einer Menge von Passagieren in den buntesten Trachten. Da waren alte Palikaren aus der Zeit des Markos Bozzaris, Priester und Mönche, Soldaten, Frauen und Kinder, die alle zum Feste nach Athen pilgerten. Die sehr angenehme Fahrt begann bei heiterstem Wetter und spiegelglatter See. Akrokorinth sank immer tiefer am Horizonte hinab, während Aegina und die kleineren Inseln, sowie später Salamis, nach und nach aus dem Meere aufstiegen. Endlich erschien Athen's Akropolis wieder

in der Ferne, und die weißen Häuser des Piraeus mit dem Walde von bunt bewimpelten Masten wurden sichtbar. Der Hafen war überfüllt mit Schiffen jeder Art, welche alle im schönsten Festschmuck prangten. Eine Flotte von englischen, türkischen, griechischen und andern Dampfern lag da vor Anker. Inzwischen hatte auch unser „Schild“ über die Toppen geflaggt, und auf einen Wink des Kapitäns, der in Galauniform auf dem Radkasten stand, rollten beim Einfahren in den Hafen zahllose bunte Wimpel auseinander.

Der Piraeus (*Πειραιεύς*, gespr. Piräèvs) ist eine ziemlich ausgedehnte, in europäischem Geschmack gebaute Stadt mit prächtigen hohen Häusern und gutem Straßenpflaster. Von den alten Befestigungen und den Mauern, die nach Athen führten, konnte ich nur in der Nähe des Piraeus größere Reste finden. In etwa einer Stunde rascher Fahrt wurde der Weg nach der Hauptstadt in Droschken zurückgelegt, die sich von den in Deutschland gebräuchlichen nur durch den Kutscher in Fustanella und Fes unterschieden. Olivenwäldchen, weiße Landhäuser, Kaffee- und Weinhäuser belebten die Landschaft, und oben schaute immer ernst und majestätisch die Akropolis herein. So fuhren wir in die geschmückten Straßen Athens ein, über den Schloßplatz, den ein prächtiger, mit Agaven und Kaktus eingezäunter Park ziert, wo eine ungeheure Menschenmenge wogte, zunächst nach dem Hotel der österreichischen Gesandtschaft.

Doch nicht des Festes wegen waren wir nach Athen gekommen. Rasch ging es wieder hinaus durch eine schöne mit Bäumen bepflanzte Allee, der Akropolis zu. Etwas unterhalb des Berggipfels wurde uns, wie jedem andern Besucher, eine militärische Begleitung beigegeben. Dies war wohl notwendig, da, wie man uns sagte, schon vieles von den am Boden herumliegenden kostbaren Trümmern von fremden Besuchern mitgenommen worden war. Endlich stand ich an den Riesensäulen der Propyläen, und der Traum meiner Knabenzeit war erfüllt. — Doch es ist nicht meine Absicht, eine Beschreibung der Heiligtümer von Athen zu geben. — Am Abend prangte die Stadt,

sowie die im Piraeus liegende Flotte, im Glanze von Millionen Lämpchen. In unzähligen Variationen waren die Buchstaben O. (Othôn) und A. (Amalia) zu lesen. Musik erklang aller Orten, und hoch oben leuchtete in stiller Pracht der feurige Kranz der Pechpfannen auf der Akropolis. —

---

20. Syra.

Derselbe Dampfer, der uns nach dem Piraeus gebracht hatte, führte uns am andern Tage nach der Insel Syra. Dort sollten wir ein grösseres Schiff, den Schnelldampfer „Neptun", erwarten, um mit ihm die Fahrt nach dem goldenen Horne fortzusetzen. Aber inzwischen war das Wetter sehr stürmisch geworden. Der Neptun hatte auf der Fahrt von Triest Zuflucht in verschiedenen Häfen suchen müssen, und so waren wir gezwungen, sechs schöne Tage auf der Insel in angenehmster Weise zu verbringen.

Die Hafenstadt Hermupolis ist eine schöne, in europäischem Geschmack gebaute, Stadt, mit breiten, reinlichen Straßen und stattlichen Häusern.*) Ganz anders sieht die alte Oberstadt aus. Zu ihr gelangt man auf steilem, schattenlosem Pfade, der stellenweise zu einer Treppe wird. Zwischen beiden Städten liegt ein römisch katholischer und ein protestantischer Kirchhof. Die Straßen der Oberstadt sind sehr eng und dunkel, mit vielen Treppen und kleinen, wie Nester an den Felsen geklebten Häusern. Sie wird von römischen Katholiken mehr italienischer als griechischer Abkunft bewohnt. Wenn man die freundlichen Leute, deren Frauen meist durch große Schönheit und geschmackvolle Kleidung auffallen, sprechen hört, so glaubt man zuerst Italienisch zu vernehmen. Der griechische Dialekt, den sie reden, weicht nämlich durch die Aussprache des k von den übrigen ab. Das altgriechische k lautet in der gewöhnlichen neugriechischen Sprache vor hellen Vokalen (ε, η, ι, υ, αι, οι) wie kj, im Dialekte von

*) Die jetzige Stadt ist erst im 19. Jahrhundert entstanden.

Alt-Syra aber wie das italienische c (tsch), also altgriechisch κεφαλή, neugriechisch kjephali, dialektisch tschephali, Kopf. Man sieht, wie auch im Lateinischen aus dem alten c (d. h. k) durch die Mittelstufe des kj das italienische tsch geworden ist. Das Vulgär-Griechische ist auf der Mittelstufe stehen geblieben.

In eigentümlichem Gegensatz zu den graziösen Frauengestalten stehen die Hühner und Schweine, die überall frei umherlaufen, die engen Straßen beschmutzen und versperren. Wieder wird man an Eumaios, den „göttlichen Sauhirten" (Odyss. 14,3), erinnert, dessen Vater ja als König über die „beiden Städte" der Insel „Syriê" herrschte (Odyss. 15, 403 u. 413). „Phönikische Spitzbuben, schiffberühmte Männer" (V. 415 f.), hatten den Königssohn von dort weggeführt und an den Vater des Odysseus nach Ithaka verkauft (V. 483). — Daß unter dem Homerischen Syriê keine andere Insel als Syra (ehemals Syros) zu verstehen ist, wird jedem einleuchten, der sie gesehen hat. Dieser vorzügliche, sturmsichere und fast geschlossene Hafen war den Phöniciern gewiß ebenso bekannt wie den heutigen Seeleuten des Mittelmeeres. Nicht zufällig ist Hermupolis eine Weltstadt, der Knotenpunkt des Schiffsverkehrs im östlichen Mittelmeer, geworden. Auch der Name der Insel ist phönikisch. Syros ist die kanaanitische Form für das aramäische (syrische) Tyros. Beide bedeuten „Fels" (hebräisch çôr und çûr, syrisch tûr). Aus der Ferne gesehen, erscheint die Insel als ein einziger weißgrauer Felsen.

Die Bewohner von Syra verbinden mit weltmännischer Gewandtheit eine große persönliche Liebenswürdigkeit. An geselligen Vereinigungen fehlt es nicht. Zwei gut ausgestattete Kasinos, das chiotische und das smyrniotische, sorgen für Unterhaltung aller Art. Durch die Freundlichkeit der Mitglieder wurden mir, dem unbedeutenden Fremdling, in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes Einladungen nicht nur zu dem im chiotischen Kasino stattfindenden Balle zu teil, sondern auch zu einem Ballfeste, das der Civil-Gouverneur der Insel gab.

Von hohem Interesse für mich war der Umgang mit dem

österreichischen Konsul Dr. jur. Georg von Hahn, dem gelehrten Verfasser der „Albanesischen Studien" und der Untersuchungen über Homer. Er wohnte in einem schönen, marmorgeschmückten Hause im oberen Teil von Hermupolis. Von seinem Garten aus, den prächtige Gruppen von Palmen, Agaven und Kakteen zierten, übersah man einen Teil der Stadt und des Hafens. Eines Tages sahen wir denn auch, zu meinem Bedauern, wie ein großes Dampfschiff, mühsam gegen Sturm und Wellen ankämpfend, in den Hafen einlief. Bald erschien ein Beamter und meldete: „il vapore è arrivato". Es war unser „Neptun", und die schönen Tage von Syra hatten ein Ende.

Die Fahrt begann beim heftigsten Sturme. Das wilde Meer ergoß fortwährend seine Sturzwellen über das Verdeck, und in kurzer Zeit war der schwarze Schlot bis an die Spitze mit Seesalz inkrustiert. Bald sank Hermupolis am Horizonte hinab, ihr folgten die zwölfflügeligen Windmühlen auf einem Felsen im NW. der Stadt. Endlich verschwand auch Alt-Syra. Dafür tauchten Andros, Tinos und andere cykladische Inseln auf. Doch der Aufenthalt auf dem Verdeck wurde unmöglich. In den Kajüten jammerten die Frauen und die Kinder, während die Männer, die nicht der Seekrankheit anheim gefallen waren, in stummer Resignation da saßen und sich an den Tischen festklammerten. So verging der Tag und die Nacht. Am andern Morgen hatte sich der Sturm soweit gelegt, daß man wieder das Verdeck betreten konnte. Vor uns lag die kleinasiatische Küste, die Höhen und die Ebene von Troja waren mit Schnee bedeckt. Bald liefen wir in die Straße der Dardanellen ein, wo „die altergrauen Schlösser sich entgegen schauen". Des „Hellespontes Wellen" trugen das Schiff in gleichmäßigem Gange dahin. Die Schrecken der Sturmnacht waren vergessen, und alles spazierte fröhlich auf dem Verdeck.

Unter den Passagieren befand sich ein türkischer Mîr-i-âlâj (Oberst), der sich wohl, weil er mit mir türkisch sprechen konnte, öfters zu mir hielt. Gewöhnlich wandelte er in langem Schlafrock und weiten Ueberschuhen mit klirrenden Sporen auf dem

Verdeck umher. Bekanntlich ist es im Orient Sitte, beim Betreten eines Zimmers die Schuhe auszuziehen. Um nun nicht in Strümpfen oder gar barfuß zu erscheinen, tragen die vornehmeren Türken unter den Ueberschuhen noch Zeugstiefel oder eine andere leichte Fußbekleidung, die sie dann im Zimmer nicht ablegen. Bei Tische erschien unser Oberst jedoch stets in voller Uniform. Er saß dann gewöhnlich neben mir, um sich über die Zusammensetzung der Gerichte Rat's zu erholen. Seine erste Frage war immer: „Khynzîrî mi bu“ (Ist das vom Schwein?). Wenn ich mir nun zu bemerken erlaubte, daß er ja den gleichfalls verbotenen Rotwein unbedenklich trinke, so entgegnete er wohl scherzend, das sei ja nur gefärbtes Wasser. Der eigentliche Wein, der ihnen allerdings im irdischen Leben verboten sei, nicht aber im Behischt (Paradies), der sei viel stärker*).

*) Der Protestant braucht im Umgange mit gebildeten Muhammedanern Gespräche über religiöse Gegenstände nicht ängstlich zu meiden. Es giebt zwischen dem Islam und dem dogmenfreien Protestantismus der Berührungspunkte genug. Muhammed's Polemik galt dem athanasianischen Christentum, keineswegs aber der Lehre Jesu. Den Christen seiner Zeit macht er den Abfall von dieser Lehre zum Vorwurf, den Juden das Widerstreben gegen dieselbe. Beide haben sich dadurch wieder dem Heidentum genähert. Worten, wie z. B. den folgenden (Koran, Sure 4, Vers 169 f.), könnte wohl mancher Protestant zustimmen: „Wahrlich, der Messias, Jesus, Maria's Sohn, ist ein Gesandter Gottes, er ist sein Wort, das er in Maria gelegt hat, und Geist von ihm (rûhun minhu). Darum glaubet an Gott und seinen Gesandten, aber redet nicht von einer Dreiheit. Gott ist nur ein einiger Gott, ihm gehört, was im Himmel und auf der Erde ist, und Gottes Schutz genügt. Der Messias hält es nicht für zu gering, ein Diener Gottes zu sein (vergl. Marc. 10,18), wie die Engel, die um ihn sind.“ Die sogenannte Fâtiha (das Gebet, das die erste Sure des Korans bildet, und das für die Muhammedaner dasselbe ist, was für uns das Vaterunser) könnte in jedem christlichen Andachtsbuche stehen. Die Mißerfolge der Missionsthätigkeit unter Muhammedanern schreiben sich wohl hauptsächlich daher, daß man, statt der einfachen Lehre Jesu, kirchliche Dogmen predigt.

Ein anderer Grund für das Widerstreben der Muhammedaner gegen das christliche Bekehrungswerk liegt darin, daß man ihnen die Freiheit, sich zu verheiraten, einschränken will. Die Monogamie mag ja eine altrömische und altgermanische Institution sein, die der moderne Staat aus den triftigsten Gründen festhält. Eine spezifisch *christliche* kann man sie aber doch wohl nicht nennen, da die Polygamie im Alten Testamente (Deuteron. 21, 15) gestattet und im Neuen wenigstens nicht ausdrücklich verboten ist. Im Oriente ist sie ein Damm gegen das Anwachsen des Proletariats. Der Bauer begnügt sich dort, wie überall, mit *einer* Frau. Der wohlhabende Städter darf sich den Luxus eines Harems gestatten. Dadurch werden Unbemitteltere

Ferner war da ein Benediktiner-Mönch, Padre Fortunato, Neapolitaner von Geburt, der von der Seekrankheit sehr zu leiden hatte und sich doch nicht weigern durfte, im Interesse der Kirche und seines Ordens die weitesten Reisen zu unternehmen. Er war vom Papste schon nach China gesandt worden.

Der Kapitän hatte in der Kuppel des Pavillons auf dem Hinterdeck eine Camera obscura anbringen lassen, die ihre Bilder auf eine weiße Tischplatte des verdunkelten Zimmers warf. So konnte man in Ruhe die schönen Ufer des Hellespontes mit ihren Städten, Schlössern, Cypressenhainen und Batterieen betrachten, ohne von dem Winde, der immer kälter wurde, belästigt zu werden. Auch die Hügel des europäischen Ufers hüllten sich zuletzt in Schnee. Auf dem immer noch bewegten Marmara-Meere war die Fahrt weniger angenehm, als in der Meerenge. Abends gegen 9 Uhr lagen wir vor der Stephan-Spitze, wo das Schiff vor Anker ging, um nicht bei Nacht in den Bosporus einlaufen zu müssen.

---

21. Am goldnen Horn.

Am andern Morgen, als die Sonne strahlend sich über Skutari erhob, setzte sich der Neptun wieder in Bewegung. Die Spitze des Serai's (Serâj burnu) mit ihren Palästen und zauberischen Gärten zog an uns vorüber. Am asiatischen Ufer, auf einem Felsen im Bosporus, erschien der alte „Mädchenturm" (Kyz kalé, tour de Léandre), wahrscheinlich so benannt in der falschen Annahme, daß Hero ihn bewohnt und dort ihren Leander erwartet habe. Links steigen die beschneiten Dächer von Pera über Galata's Häusergewühl empor, und bald liegt das Schiff im „goldnen Horn" oder vielmehr an der Stelle,

oft zur Ehelosigkeit gezwungen, die ihnen aber nicht als ein Unglück erscheint, weil sie unter Umständen zu Verwandten vornehmer Leute werden. Uebrigens gilt auch im Islam Enthaltsamkeit als eine Tugend. Der Orientale sieht mit Ueberlegenheit auf die gesellschaftlichen Zustände in den europäischen Großstädten herab.

wo die roten Gewässer des goldenen Horns sich deutlich von den grünen Fluten des Bosporus scheiden, vor Anker. Hunderte von leichten, langgeschnäbelten Kâjyk's (Gondeln) schießen pfeilschnell hin und her, und zwischen Stambul und Galata ragt ein Wald von Masten empor. Freunde und Verwandte kommen an Bord, um die Ihrigen zu begrüßen. Auch Henri Rambacher, der Bruder unserer Konsulin, erschien mit seinem Buchhalter. In seiner Gesellschaft fuhren wir hinüber nach der Zollstation am linken Ufer des goldnen Horns. Bald waren die Geschäfte erledigt, und wir wateten nun, meist im Gänsemarsch, durch Schmutz und Schneewasser (der Winter galt als ungewöhnlich streng) die engen Straßen von Galata hinauf, hinter uns die Lastträger (Hammâl) mit den notwendigsten Gepäckstücken. Diese Leute, mit ihrem Lederpolster auf dem Rücken, tragen nicht nur die schwersten Koffer und Kisten, sondern laufen auch noch mit Leichtigkeit in den oft steilen, unwegsamen Gassen dahin, indem sie fortwährend bana bâk rufen, d. i. „sieh mich an,“ um die Passanten zu warnen; dabei sind sie, bei sehr geringer Beköstigung, immer lustig und zu Scherz und Spiel aufgelegt.*)

So ging es beim Turm von Galata vorüber, von wo man eine prächtige Aussicht über Stambul, das goldene Horn und den Bosporus genießt, nach dem Stavrodrom von Pera. Dort hatte Herr Rambacher beim Tekjé (Kloster) der Tanz-Derwische, einem alten türkischen Friedhofe gegenüber, eine größere Privatwohnung für uns gemietet. Wir blieben daselbst, d. h. wir schliefen dort, 14 Tage lang. Am Tage ging jeder aus, die Stadt und Umgegend kennen zu lernen, oder Geschäfte zu besorgen. Bald war man in dem Hotel der österreichischen Gesandtschaft, bald auf dem Bazar in Stambul, bald auf dem Dampfschiff, um die nach dort befindlichen Güter in das türkische Gümrük (Zollhaus) von Galata bringen zu lassen. Dann spazierte man wieder mit neugewonnenen Bekannten verschie-

*) Sie sind meist armenischer Nationalität. Deshalb sind die Frachtgüter im Magazin des Zollhauses gewöhnlich auch mit armenischen Buchstaben und europäischen Ziffern bezeichnet, nicht mit arabisch-türkischen.

dener Nationalität in den Straßen von Pera oder hinaus über den Campo santo, den fränkischen Friedhof, mit herrlicher Aussicht auf den Bosporus, nach den Vororten, wo sich sogar eine deutsche „Bierhalle" befand. Abends waren wir stets in angenehmster Gesellschaft bei einem der Handelsherren, die mit unserm Konsul verwandt oder befreundet waren. Da fand sich dann auch ein Kreis von jungen Leuten zusammen, denen es Freude machte, uns das Leben in Konstantinopel von der angenehmsten Seite zu zeigen. Die Grundlage der Unterhaltungen bildete oft die Musik. Alexander und Max Vitalis, sowie der junge Flori, handhabten Geige, Flöte und Piano. Die jungen Damen verstanden sich ausgezeichnet auf Gesang und Tanz. Auch Gesellschaftsspiele wurden geübt, gerade wie in Deutschland. Nur die Namen (Iphigenia, Silvia, Peppina, Lola) wichen nicht unerheblich von den in der deutschen Heimat üblichen ab. Obwohl jeder in der Gesellschaft der französischen und italienischen Sprache mächtig war, wurde die Unterhaltung doch gewöhnlich in der griechischen geführt. Mag man im Westen das Englische, diese neueste Kultursprache Europas, auch noch so hoch stellen, im Orient herrscht noch immer die älteste, das Griechische. Es ist eine angenehme, flüssige Umgangssprache, die den Verkehr mit Fremden bedeutend erleichtert. Während in andern Sprachen das steife Ihr oder Sie wie eine Scheidewand zwischen die Redenden tritt, bringt im Griechischen das freundliche Du*) die Gemüter bald näher.

Auch Freunde erschienen zuweilen in diesem heitern Kreise. Das eine Mal war ein alter griechischer Schiffskapitän von Santorin da, der von den vulkanischen Wundern seiner Insel erzählte und auf der Geige griechische und albanesische Tänze und Lieder vortrug. Ein anderes Mal hatte man einen jungen Deutschen herbei geholt, um ihn mit mir bekannt zu machen. Kaum war die Vorstellung erfolgt, als die Gesellschaft einen Kreis um uns bildete, in der Erwartung, eine Unterhaltung

---

*) In Athen hat man ja auch das Ihr eingeführt, aber in Konstantinopel wußte man damals wenig davon, noch weniger in Janina.

in der berühmten und doch so schwierigen deutschen Sprache zu vernehmen. Aber der junge Mann lächelte verlegen und erklärte in griechischer Rede, er sei zwar ein geborner Hamburger, sei jedoch als Kind schon nach Konstantinopel gekommen und habe keine Gelegenheit gefunden, seine Muttersprache zu erlernen. Jetzt erst habe er das Studium derselben begonnen.

Viel Beifall fanden meine deutschen Lieder. Noch beim Abschiednehmen, als die Hammâls unsere Sachen bereits in Bewegung zu setzen begannen, mußte ich Max Vitalis eines derselben („Ich grüße dich") zum Andenken aufschreiben und mit italienischem Text versehen.

Angenehm berührte es, daß in diesen Kreisen so wenig Luxus getrieben wurde. Das Aeußere der Häuser war einfach, und nur die innere Ausstattung in Marmor, Plüsch und Silber bewies die Wohlhabenheit und den guten Geschmack der Besitzer. Von der Dienerschaft merkte man höchstens beim Verlassen des Hauses etwas. Bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Straßenbeleuchtung mußte den scheidenden Gästen gewöhnlich eine große Laterne mit 2 Kerzen vorangetragen werden, schon um sie vor dem Stolpern über schlafende herrenlose Hunde zu bewahren, was jedesmal einen furchtbaren Lärm verursachte.

Eines Abends schallte der Ruf „jânghyn wâr" (Feuer ist) durch die Straßen. Eine Feuersbrunst gehört ja in Konstantinopel zu den schrecklichsten Dingen. In Pera lagen damals noch ganze Straßen vom letzten Brande her in Trümmern. Alles eilte daher besorgt auf das platte Dach hinauf. Fern in Stambul, wohl eine Stunde weit, leuchtete rote Glut. Doch die Macht des Feuers war schon gebrochen, es gewann keine größere Ausdehnung.

Am 27. Februar verließen wir Konstantinopel. Der Dampfer Mahmûdijé, der uns nach Varna bringen sollte, lag, eingekeilt zwischen andern Schiffen, im goldenen Horn. Seine Ankerkette hatte sich mit der eines andern Dampfers verwickelt. Dies verzögerte die Abfahrt so, daß wir erst um 4 Uhr, statt um 12, in den Bosporus einlaufen konnten. Zuerst hielt sich

das Schiff an der europäischen Seite, so daß wir in Gemächlichkeit die Prachtbauten betrachten konnten. Später, als der Meeresstrom enger wurde, bog es nach der asiatischen Seite hinüber und fuhr stellenweise so nahe an der Küste hin, daß wir die am Ufer stehenden Leute sprechen hören konnten. Nach 2 Stunden öffnete sich der Horizont, und vor uns lag das schwarze Meer*). Die Sonne war untergegangen, aber der Vollmond verdunkelte fast das Licht der beiden Leuchttürme Rûmili feneri und Anadoly f.), die die Einfahrt in die Meerenge markieren. Die Luft wurde kälter, und das Meer warf, obwohl der Wind still war, ziemlich hohe Wellen. Einer der Schiffsoffiziere sagte, er habe auf allen seinen Fahrten das schwarze Meer noch nie ganz ruhig gesehen.

Am andern Morgen waren wir auf der Reede von Burgas. Der tief eingeschnittene Hafen ist so flach, daß er nur bei größter Stille benutzt werden kann. Abends lagen wir im Hafen von Varna. Auf dem Wege dahin waren wir durch ungeheure Flächen von Treibeis gekommen. Die Kälte war so unangenehm, daß einige muhammedanische Familien, darunter auch Negerinnen und Mulatten, die unter einem Zeltdache auf dem Verdeck lagerten, gar nicht nahe genug an den Dampfkessel heran rücken konnten, sodaß zuletzt die Kleider zu sengen anfingen. Die Landung in Varna war ziemlich schwierig. Das Boot, das uns zur Landungsbrücke trug, kam bald auf den Grund. Dieser bestand jedoch in der Nähe des Ufers aus Eis, sodaß auch ein Ziehen und Schieben des Bootes kaum möglich war, da die Wellen es immer wieder zurück gleiten ließen. Endlich kamen wir dem Brückengerüst so nahe, daß es sich mit den Händen fassen ließ. Nun entstand die Frage, wie man aus dem Boote auf das Gerüst kommen würde, dessen Höhe über dem Wasserspiegel etwa drei Meter betrug. Die oben stehenden Lastträger wußten Rat. Sie legten sich flach auf

*) Der Ausdruck „schwarzes Meer“ (Kara denyz), d. h. Meer mit schwarzen, erdigen Ufern, steht im Gegensatz zum „weißen Meer“ (ak d.), wie die Türken das ägäische wegen seiner weißen Kalksteinküsten nennen.

den Bauch und ließen ihre Arme so weit als möglich von dem Gerüst herab hängen. Wir traten auf die Bänke des Bootes, reichten erst die Kinder hinauf und wurden dann selbst, einer nach dem andern, an den Händen hinauf gezogen. In andern Häfen des schwarzen Meeres, die wegen ihrer Seichtigkeit eine Landung mit dem Boot gar nicht zulassen, werden die Passagiere von den Lastträgern auf den Schultern durch die Brandung getragen.

In Varna wurden wir vom österreichischen Konsul Tedeschi in freundlichster Weise aufgenommen. Sein Haus war der Sammelpunkt der fränkischen Kolonie. Von besonderem Interesse für mich war ein deutscher Arzt, Dr. Roll, ein äußerst vielseitig gebildeter Mann, der nicht nur Geige, Cello und Pianoforte handhabte, sondern eine Hobelbank, Drehbank, Schmiedewerkstatt, ein chemisches Laboratorium und eine schöne Waffensammlung besaß.

---

22. In Bulgarien.

Am zweiten März traten wir die Reise nach Rustschuk an. Während in den griechisch-türkischen Provinzen auf Reisen das Lastpferd herrscht, zu dem sich in Kleinasien, wenigstens im Sommer, noch das Kamel gesellt, weiß man in Bulgarien hiervon nichts. Der kleine, schwerfällig gebaute Wagen (Araba) dient zum Transport*). Diese Wagen bestehen fast ganz aus Holz, sogar die Räder haben keinen Eisenreif. Bedeckt sind sie mit einer hinten geschlossenen Plane, im Winter außerdem noch

*) Auch in anderer Beziehung nähert sich, wie auch zu erwarten, die Lebensweise mehr der deutschen. Während z. B. das Neugriechische kein allgemein verständliches Wort für „Schlitten" besitzt (das slavische σάνια, russ. sani, ist, wie die Sache selbst, vielen Griechen unbekannt) und im Italienischen das deutsche slitta aushelfen muß, besitzt das Türkische ein eigenes Wort dafür. Kyzâk nannten die Türkenbuben, die sich an den beschneiten Abhängen des „kleinen Balkans" tummelten, ihre Handschlitten, die von den türkischen Bauern selbst verfertigt werden, ebenso wie die Wagen.

mit einer weit herab reichenden Strohmatte. Das Innere wird mit Decken und Kissen belegt, und so fährt man ziemlich bequem, meist liegend oder kauernd, gegen Sonne, Wind und Kälte genügend geschützt. Die Wagen werden gewöhnlich mit Ochsen oder mit Büffeln*) bespannt. Wir wählten jedoch, um rascher vorwärts zu kommen, Pferde. Trotzdem dauerte die Reise 5 Tage. Die Nächte wurden teils in den Häusern türkischer Bauern, d. h. muhammedanischer und turkisierter Bulgaren, teils in bulgarischen Wirtshäusern (Khân) zugebracht. Auch unsere Fuhrleute waren solche Türken mit ungeheuren Turbanen (in die sie ihre kurzen Pfeifen steckten, wenn sie nicht rauchten) auf den Köpfen, in Jacken und bis an die Knie reichenden Pumphosen, zusammen gehalten von einem, um Brust und Leib gewickelten Shawl. Von Varna bis über die Hügelreihe des kleinen Balkans, etwa bis zum Dorfe Kynaly kjöi, wo wir noch bei einem wohlhabenden Türken, Ali Kobak oghlu, übernachteten**), habe ich fast nur diese Tracht gesehen und nur türkisch sprechen hören. Erst von da ab begann die christlich-bulgarische schwarze Schaffellmütze und die bulgarische Sprache zu herrschen. Bei dem Städtchen Rasgrad sahen wir einen europäisch gekleideten, aber mit dem Fes bedeckten, Jäger mit seinem Hunde über die Felder schreiten. Auf meine Erkundigung wurde mir mit Hochachtung berichtet, es sei ein Preuße, Telegraphist in türkischen Diensten. In Rasgrad angekommen, suchte ich sogleich die Telegraphenstation auf, um in Rustschuk eine Kutsche für den Einzug in die Stadt zu bestellen. Da fand ich denn den angeblichen Preußen nebst seiner jungen Frau. Beide sprachen ziemlich gut deutsch. Er erklärte mir jedoch

*) Türkisch manda oder dschâmûs (arabische Umgestaltung des persischen gâw-mêsch, d. i. Kuh-Schaf).

**) Die türkischen Bauernhäuser in dieser Gegend sind von Lehm gebaut und übertüncht, die Gehöfte mit geflochtenen Zäunen umgeben. Ein großer Kamin, in dem ganze Bäume liegen und langsam verkohlen, erwärmt das Wohnzimmer, an dessen einer Wand ein Zweig, gewöhnlich Mistel, wie bei den alten Briten, hängt. Maiskolben und andere Früchte, auch wohl in Stroh gehüllte Eier, liegen in den Ecken, Spindel und Rocken stecken an der Decke, auf einem Sims stehen ausgehöhlte Flaschenkürbisse, zum Trinken. Tische und Stühle giebt es nicht.

lächelnd, er lasse sich die Bezeichnung als Preuße zwar ganz gern gefallen, da die Preußen hier in hoher Achtung ständen. Eigentlich sei er jedoch ein Pole, ich glaube, aus Galizien, und seine Frau stamme aus Ungarn. In der That hielt man auch in Rustschuk jeden Preußen für einen äußerst geschickten, gelehrten und tapferen Menschen, besonders seitdem ein preußischer On-bâschy*) (Lieutenant) im Krimkriege die Festung Silistria so tapfer verteidigt hatte.

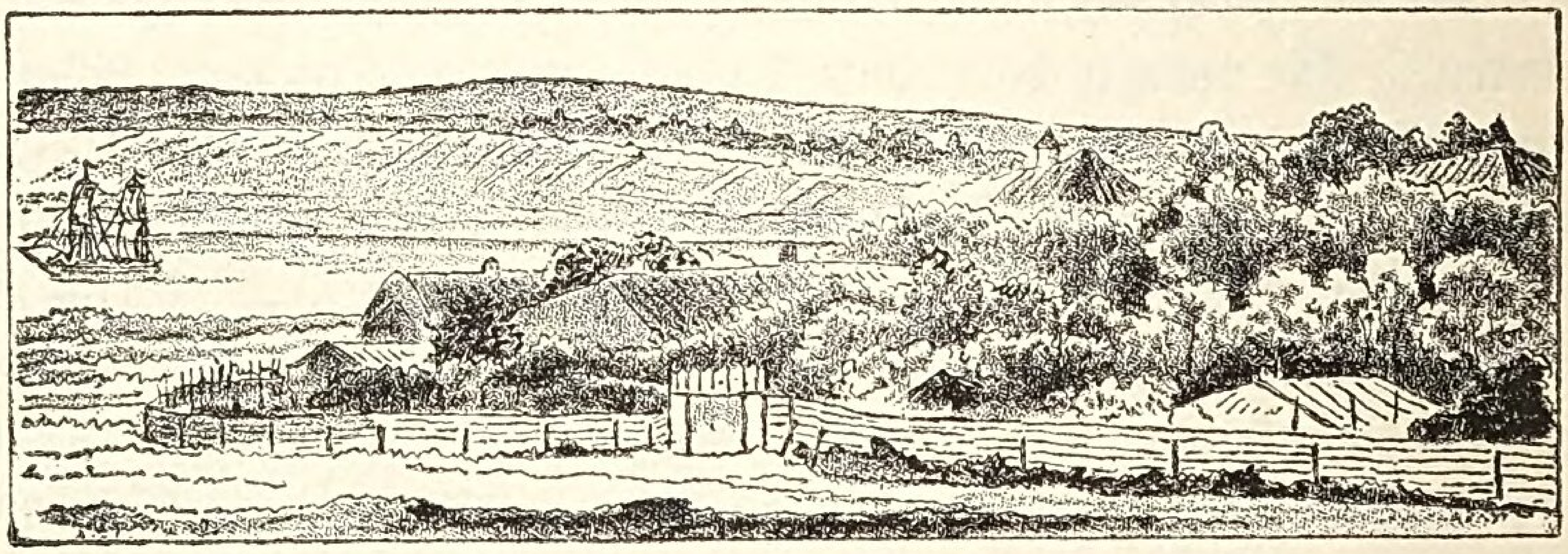
In Varna hatte man uns gesagt, die Wölfe, deren es in der Umgegend eine Menge gebe, seien dies Jahr, wegen der Strenge des Winters, gieriger und zudringlicher als sonst. Wenn sich ein Tagemarsch bis in die Nachtstunden ausdehnte, waren wir daher nicht ganz ohne Besorgnis. Eines Abends waren wir ziemlich spät in einem Khan angekommen, ich glaube, es war in Turlak. Nachdem wir uns erholt und gestärkt hatten, ging ich noch einmal über den dunkeln Hof, um nach den Leuten zu sehen, die in einem andern Gebäude untergebracht waren. Sie waren befriedigt, saßen um eine Talgkerze herum und spielten Karten. Als ich beim Pferdestall vorüber ging, fiel es mir auf, daß die Tiere unruhig waren, stampften und schnaubten. Da die Thür gut verschlossen war, kehrte ich in unser Quartier zurück. Kaum hatte ich mich aber zur Ruhe begeben, so krachte ein Schuß. Man hatte einen Wolf erlegt, der unserer Karawane wahrscheinlich gefolgt war und sich in das offen stehende Thor eingeschlichen hatte.

Am 6. März endlich zogen wir in Rustschuk ein, der Konsul und die Konsulin in einer mit 4 Pferden breit bespannten Kutsche. Es war Tauwetter. Trotzdem war die Donau noch so fest zugefroren, daß schwere Wagen hinüber nach Giurgevo fahren konnten. In das Eis, nahe dem Ufer, waren Löcher gehauen, um die sich des Abends die jungen Mädchen der Nachbarschaft versammelten, um Wasser zu schöpfen. Es galt als notwendig, auch für Mädchen besserer Stände, dort

---

*) Wörtlich „Haupt von 10“. Der Hauptmann heißt jüz bâschy, Haupt von 100, der Major bîn bâschy, Haupt von 1000.

seine Kunstfertigkeit im Schwingen der kupfernen Eimer zu zeigen, die an einer Stange auf einer Schulter getragen wurden. — Erst am 16. März begann der Eisgang, und am 29. fuhr das erste Dampfschiff stromabwärts vorbei. Der Frühling brach mit ganzer Macht herein. In wenigen Tagen bedeckten sich die Festungswälle mit dem üppigsten Grün. Auch die Tierwelt fühlte den belebenden Frühlingshauch. Schwäne hatte ich bereits am schwarzen Meere, besonders in den süßen Gewässern bei Varna, gesehen. Die Ufer und Inseln der Donau zeigten bald Reihen von Pelikanen. Trappen zogen über die Donau in ihre rumänischen und ungarischen Sommerquartiere. Ihnen folgten die „Mokanen", d. h. die rumänischen Schafhirten aus Siebenbürgen, denen es gestattet ist, während des Winters auf den schneefreien Triften Bulgariens zu weiden, die aber in diesem Jahre weiter als sonst nach Süden hatten wandern müssen.



Oestliche Vorstadt von Rustschuk, 1858.*)

Durch diese Mokanen-Wanderungen erwuchs dem Konsulate nicht geringe Arbeit. Die Schafe mußten beim Uebergang über die Donau gezählt, die Pässe in Ordnung gebracht werden. Bisweilen entstand Streit zwischen den bulgarischen Bauern und den Mokanen. Auch Verbrechen kamen vor. Zwei Mokanen hatten es vorgezogen, anstatt Schafe zu hüten, sich in den Wäldern des Balkans als Räuber nieder zu lassen. Sie

---

*) Im Hintergrunde, jenseit der Donau, das rumänische Städtchen Giurgevo. Eigene Skizze, aufgenommen von einem Fenster des österr. Konsulats.

wurden von türkischen Gensdarmen an das Konsulat abgeliefert, dann von den Kawassen über die Donau gebracht und den rumänischen „Trabanten" übergeben, die sie, wenn sie ihnen nicht entsprangen, an die siebenbürgische Grenze transportierten. — Angenehmere Arbeit und viel Abwechselung brachten die Donaudampfer.

Ein kaum glaubliches Gewirr von Sprachen herrschte in Rustschuk, und besonders im österreichischen Konsulate. Der Konsul selbst, Ferdinand Haas, war ein Deutscher aus Böhmen. Die Konsulin, zwar auch deutschen Stammes, war in Konstantinopel und Odessa erzogen. Auch der Arzt des Hauses, Dr. F. C. Jähnich, war ein Deutscher, aus dem Königreich Sachsen. Die Kinder, alle 4 im Oriente geboren, sprachen griechisch. Ebenso sprach der Koch, ein Grieche aus Jerusalem, ein „Hâdschî*) bâbâ", d. h. Pilgervater, wie man die Leute nennt, die in einer der heiligen Städte geboren sind. Die beiden Schreiber, Nestutz und Urithe, waren siebenbürgische Rumänen. Der Reitknecht und der Hausdiener waren Mokanen. Beide hörten auf den Namen Juan und wurden nur nach der Größe als „mare Juan" (der große J.) und „mike Juan" (der kleine J.) unterschieden. Der eine Kawaß, Mehmed, war ein Türke, der andere, Selim, ein Araber aus Aegypten, der dritte, Bekir (Bekr), ein Albanese. Die beiden Dienstfrauen waren Bulgarinnen, und zwar vertraten sie die beiden Haupttypen des bulgarischen Volkes. Die eine, von gedrungenem Bau, mit schwarzem, krausem Haar, niedriger Stirn und dunklen, etwas verschleierten Augen, zeigte den echt bulgarischen (finnisch-tatarischen) Typus. Die andere, schlank und blond, mit heller Haut und freundlichem Gesichtsausdruck, repräsentierte den slavischen Charakter, der dem deutschen ganz ähnlich ist. Der Barbier des Hauses war ein Serbe.

Dazu kommt, daß der Konsulats-Kanzler, Joseph Edler von Stefenelli, und sein Koch Bartolomeo Italiener waren, der erstere aus Süd-Tirol, der zweite aus Istrien, ferner

---

*) Eigentlich hâdschdsch oder hâdschidsch, Pilger.

daß die Telegraphenbeamten zum Teil der französischen Nationalität angehörten, und daß endlich vier Magyaren mit ihren Familien in der Stadt wohnten und dem Schutze des Konsulats unterstellt waren. Wie sehr diese Sprachen von einander abweichen, ergiebt sich aus einem Beispiel. Die Frage „Was machst du?" lautet neugriech. ti kanis (kamnis), albanes. tzben (tze ben) ti, rumän. tsche fatschi (ce faci), serb. schta tschinisch, ungar. mit csinálsz, türk. ne jâpar sen, vulgärarab. esch **hâlak** (was ist dein Zustand). Die Hauptverkehrssprachen waren, abgesehen vom Bulgarischen, das Rumänische und Türkische. Für den feineren Umgang diente das Deutsche. Die Töchter der vornehmeren Bulgaren waren in deutschen Pensionaten in Bukarest oder Wien erzogen. Sie wurden mit „Freilein" oder „Freilitza" angeredet und sprachen das Deutsche ziemlich fließend. Auch in die Sprache des gewöhnlichen Lebens war mancher deutsche Ausdruck übergegangen. Sonderbar klang es, wenn der Türke Mehmed meldete: Bir schlepp gelmisch, ein Schleppdampfer ist angekommen.

Dr. Jähnich hatte einst neue elektrische Apparate aus Deutschland kommen lassen und vom Gouverneur Ismail Pascha, einem Enkel Ali Pascha's, des Tyrannen von Jannina, die Erlaubnis erhalten, dieselben im „Konak" (Regierungsgebäude) vorzuführen und zu erklären. Er bat mich, ihm dabei als Dolmetscher zu dienen. Ein Diener trug die Apparate, und des Doktors kleiner Hund lief uns voraus. In einer der engen Straßen, die wir zu passieren hatten, lagen mehrere große halbwilde Hunde. Als sie den kleinen Spitz bemerkten, fielen sie mit wütendem Gebell über ihn her. In demselben Augenblicke kam eine Ochsenherde des Weges daher. Aufgeschreckt durch den Lärm, rannten die Tiere mit gesenkten Hörnern auf uns und die Hunde los. Da wir weder Stöcke, noch sonstige Waffen bei uns hatten, blieb uns nichts übrig, als mit dem Spitz in ein Haus zu flüchten. Als wir wieder heraustraten, war alles ruhig. Ismail Pascha*) und seine Würdenträger nahmen

*) Er war, als geborener Epirot, auch der griechischen Sprache vollkommen mächtig.

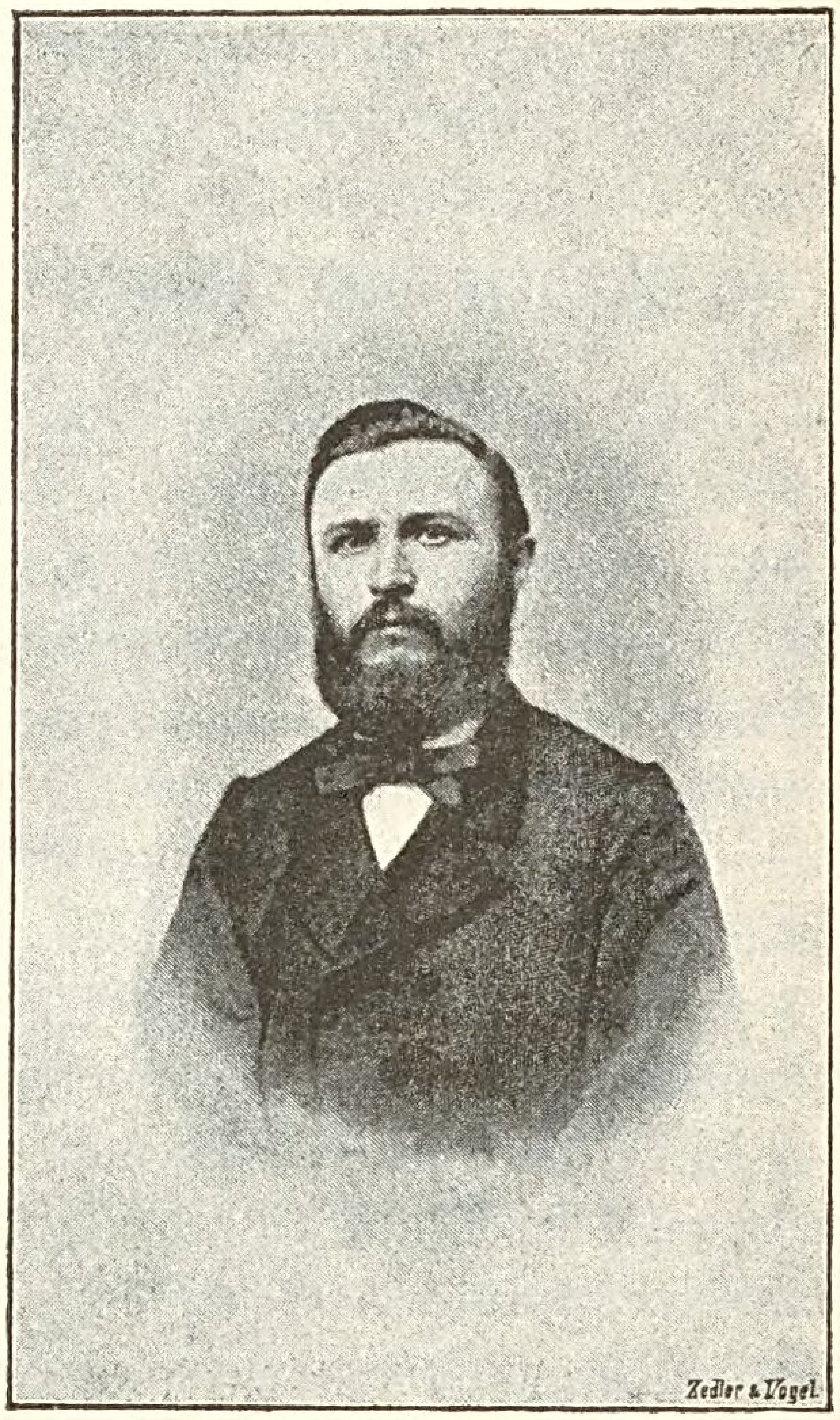
uns freundlich auf. Nachdem ich ihnen die Apparate erklärt hatte, wurden einige Tschibuktschi's (Pfeifenstopfer) hereingerufen, und an ihnen experimentierte der Doktor zum Ergötzen der vornehmen Zuschauer."

C. Arbeit und Ruhe.

23. In Holland.

Jahre waren vergangen. Beide Brüder waren wieder im Vaterlande. Den einen hatte ein Gelenkrheumatismus aus Bulgarien vertrieben, den andern ein Typhus aus England. Martin hatte sich dem praktischen Lehrberufe zugewandt, und Julius ging damit um, sich ein eigenes Geschäft zu gründen. Karl's Studienzeit, erst in Göttingen, dann in Halle, nahte sich ihrem Ende. Der Vater hatte seine zweite Oper, „Domenico Fontana oder der Obelisk", beendet und einem zu diesem Zwecke gebildeten Dilettantenchore eingeübt. Sein höchster Wunsch war, sich ganz der Musik hingeben zu können. Eines Tages war er mit einer größeren Gesellschaft zur alten Kyffhäuserburg gepilgert. Unter andern Besuchern befand sich auch, in Begleitung einiger Lehrer, eine der oberen Klassen eines Gymnasiums aus der Nachbarschaft dort. Der Vater, in seiner freundlichen Weise, hatte sich auch mit den jungen übermütigen Leuten, meist Söhnen adeliger Familien, in ein Gespräch eingelassen. Einer von den sie begleitenden Herren war ihm durch sein langes, wallendes Haar aufgefallen. Auf seine Frage, wer der Herr sei, wurde ihm in wegwerfendem Tone erwidert: „Das ist unser Musikschmutz." Dies eine Wort genügte, ihn von seinem Streben nach der Stellung eines „reinen Musikers" zurückzubringen. Vom Minister wurde ihm zwar, wegen seiner Leistungen, 1862 der Titel „Königlicher Musikdirektor" verliehen. Er blieb jedoch in seiner bisherigen Stellung. —

Inzwischen hatte Martin eine Stellung an der Schule des Direktors Hallo in Hilversum, dem großen Villendorfe zwischen Utrecht und Amsterdam, angenommen. In



Dr. Martin Schultze, 1864.

dieser Privatschule (Kostschool) befanden sich, außer mehreren „Dorpelingen" d. h. Knaben aus dem Dorfe, besonders die Söhne wohlhabender Familien aus Amsterdam, Rotterdam und andern größeren Städten Hollands, ferner eine ganze Anzahl von sogenannten Oosterlingen, d. h. Knaben, die auf den niederländischen Inseln in Ostasien geboren waren, und deren Eltern dort noch lebten. Unter ihnen waren sowohl kleine Knaben von 7 Jahren, als auch große Burschen von 15 und noch mehr, mit blonden und schwarzen Haaren, blauen und dunkeln Augen. Die meisten dieser „Orientalen" waren blaß,

mit gelblicher Gesichtsfarbe, es gab jedoch auch dicke, rotwangige unter ihnen. Drei Brüder, die meiner Obhut besonders anvertraut waren, hatten einen Holländer zum Vater, eine Engländerin zur Mutter, waren aber unter der malaiischen Dienerschaft aufgewachsen und hatten, so lange sie noch in ihrer Heimat auf Sumatra waren, nur malaiisch gesprochen. Erst auf dem Schiffe hatten sie angefangen, Holländisch zu lernen.

Offiziell war ich als Musiklehrer angestellt, da ich in anderen Gegenständen wohl für Deutschland, nicht aber für Holland, eine „facultas docendi“ besaß. Wenn der „Schoolopziener“, im gewöhnlichen Leben übrigens ein Rechtsanwalt, zur Revision kam, wurde ich ihm auch als solcher vorgestellt. In Wirklichkeit hatte ich aber nicht bloß Gesang-, Klavier- und Geigenspiel zu lehren, sondern auch den gesamten Unterricht im Deutschen, Lateinischen (allerdings nur für einen einzigen Schüler) und Turnen zu leiten, sowie die Uebungen im Kartenzeichnen, auf das man in Holland großen Wert legt, zu überwachen. Der englische Unterricht lag in der Hand eines Engländers, Mr. Robinson, ein Tanzmeister brachte den Schülern die Regeln des Anstandes bei. Der Unterricht in den Realfächern, im Holländischen, Französischen und in der Religion wurde vom Direktor und einem jungen holländischen Lehrer, van Vlissingen, erteilt. Der Direktor, H. Hallo, war ein Mann von hoher Bildung, wohl belesen und bewandert in der holländischen, deutschen, französischen und englischen Litteratur. Gleichwohl nahm er jede Gelegenheit wahr, sein Wissen zu vergrößern. Oft saßen wir bis spät in die Nacht in Unterhaltungen über philosophische, religiöse oder litterarische Gegenstände vertieft, bis endlich Frau Hallo, welche mit ihrem Töchterchen Christine, mit Handarbeit beschäftigt, den Gesprächen zugehört hatte, zum Aufbruch mahnte. Wenn die Knaben draußen spielten oder einen Spaziergang machten, mußte ich dem alten Herrn häufig auf dem Klavier etwas vorspielen. Am liebsten hörte er den Choral „Jesus, meine Zuversicht“, in den er dann mit kräftiger Stimme einfiel: „Jezus neemt de zondaars aan.“

An geistiger Unterhaltung fehlte es in dem „Dorfe" nicht. Bald wurde von den jungen Leuten des Ortes in Buwalda's großem Saal ein Drama aufgeführt, bald gaben junge Damen, unter Leitung ihres Musiklehrers, ein Konzert, wobei deutsche Lieder gesungen und Klavierstücke achthändig vorgetragen wurden. Im Winter gab das „schaatsen rijden" (Schlittschuhlaufen) auf den zugefrorenen Kanälen Gelegenheit zu angenehmem Verkehr. Im Sommer luden die Herrensitze, Dörfer und Haine der Umgegend zu schönen Spaziergängen ein."*)

---

24. Schulstaub und Bergesduft.

Während Martin in Holland war, beendete Karl seine Studien, bestand glänzend sein Examen, was bei seiner Energie nicht anders zu erwarten war**), und fand auch gleich Ostern 1861 eine Anstellung an der Realschule (Realgymnasium) zu Elbing. Michaelis desselben Jahres siedelte auch Martin dahin über, und nun begann für beide Brüder eine Zeit gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Strebens. Lebhafte Anregung erhielten sie durch ihren Direktor Fr. Kreyßig, als Shakespeare- und Göthe-Forscher bekannt, später Direktor in Kassel, zuletzt in Frankfurt a. M. Viele seiner zuweilen drastischen, immer aber sehr treffenden, Bemerkungen über Zustände der bürgerlichen Gesellschaft und des Schulwesens, die er während der Pausen, beim Umherwandeln auf dem Schulhofe, den jungen

---

*) Es war schon ein Vergnügen, auf den Landstraßen in der Umgegend von Hilversum spazieren zu gehen. Dieselben waren nämlich auf beiden Seiten mit hohen Bäumen und dichtem Unterholz bepflanzt, so daß man gegen Sonne und Wind geschützt, den Eindruck hatte, als ginge man in einem Walde. Dieser Wald war jedoch nur einige Meter breit, dahinter lagen Kornfelder oder Wiesen.

**) Wie Martin neben seinen linguistischen Fächern sich eifrig mit den Naturwissenschaften beschäftigte, so pflegte Karl neben seinem mathematisch-physikalischen Brodstudium die Sprachen, sogar die orientalischen. Als er zuletzt wegen seiner Gesundheit nach der ligurischen Küste zog (§ 31), konnte er, ohne weitere Vorbereitung, sofort mit Italienern und Engländern in schriftlichen und mündlichen Verkehr treten.

Lehrern vortrug, haben sie in ihrem späteren Leben vollauf bestätigt gefunden. Auch die übrigen Kollegen und Freunde trugen dazu bei, den Brüdern den Aufenthalt anregend und angenehm zu gestalten. Für geselligen Verkehr sorgten zwei Kasinos. An musikalischen Veranstaltungen fehlte es ebenfalls nicht. Angenehmste Erholung fand man in dem lieblichen Waldthale „Vogelsang", das in mancher Beziehung an die heimatlichen stillen Harzthäler erinnerte. Das Seebad „Kahlberg" auf der frischen Nehrung bot den Bewohnern Elbing's und der Umgegend neben geistiger Anregung auch körperliche Erfrischung.

Leider unterbrach Karl's Erkrankung an einer Lungenentzündung das schöne Beisammensein der Brüder. Er wurde zwar glücklich wieder hergestellt, aber er glaubte das Klima nicht mehr ertragen zu können und nahm Michaelis 1863 eine Stelle an der Realschule zu Aschersleben an.*)

Wir Mädchen hatten inzwischen unsere Schulstudien beendet, und die Eltern sandten 1862 zunächst mich zur ferneren Ausbildung nach dem Oberharz, wo ich in der Familie des Geschworenen (später Bergwerksdirektors) Wilhelm Wetzel auf der Zeche Bockswiese, zwischen Zellerfeld und Lautenthal, die freundlichste Aufnahme fand. Martin und Karl, welche die Sommerferien in der Heimat verlebt hatten, wollten die Gelegenheit benutzen, dem „Schwesterchen" die Herrlichkeiten des Harzes und zugleich eine noch nie gesehene Eisenbahn zu zeigen. In einer schönen Sommernacht fuhren wir daher mit der Post in die prächtigen Harzwälder hinein. Im Morgengrauen hielten wir vor dem Torfhause (Brockenkruge). Vor uns erhoben sich die gewaltigen Granitmassen des Brockens. Weiter ging die

*) Hier begann seine glücklichste Zeit. Der Umgang mit gleichgesinnten Freunden, besonders mit seinem Direktor, Dr. Hüser, brachte ihm hohe Befriedigung. In Gesellschaften und Familien war er ein gern gesehener Gast. Sein Wohlbefinden und seine Lust an der Geselligkeit steigerte sich so, daß man ihn sogar zum Vergnügungsdirektor des Kasinos wählte. Nach zwei Jahren schon hatte er in Clara, der lieblichen, feinsinnigen Tochter des Oberstabsarztes Dr. Moritz, das Ideal seines Lebens gefunden (§ 28).

Fahrt durch das schöne Radauthal nach Harzburg. Hier wurde der Burgberg erstiegen und dann der Bahnhof aufgesucht. Schon vorher hatten mir die Brüder eine genaue Beschreibung der Lokomotive gegeben und mich begierig gemacht, dies schnaubende Ungetüm zu sehen. Der Zug stand fertig vor dem Bahnsteig, doch die bewegende Kraft fehlte noch immer. Wir wurden zum Einsteigen ermahnt, und kaum saßen wir im Wagen, so rollte der Zug ohne Pfiff, ohne Schnauben und Brausen, erst langsam, dann immer schneller; zuletzt mit Sturmeseile, hinunter nach Vienenburg. Einer Lokomotive bedurfte es bei dieser Fahrt nicht. Von Vienenburg ging es mit dem Omnibus nach Goslar, der alten Kaiserstadt mit ihren vielen historischen Denkmälern. Von da brachte uns ein anderer Omnibus hinauf nach dem Forsthause zum Auerhahn, von wo eine kurze Fußwanderung durch den herrlichen Tannenwald uns zur Bockswiese führte.

In einem weiten, rings von dunklen Wäldern umrahmten, grünen Wiesenthale liegt, von Gärten umgeben, das Zechenhaus auf einer Anhöhe. An der jenseitigen Halde zieht sich eine Reihe kleiner Bergmannshäuser nach dem Walde hin, wo sich das Dörfchen Hahnenklee anschließt. Tiefe Stille herrscht in diesem Thale, nur unterbrochen vom leisen Klopfen des fernen Pochwerks und früh am Morgen von den schönen Melodieen, die Halbes, der Hüter der Rinder, seiner langen Hirtentrompete zu entlocken verstand. Nicht einmal Vogelstimmen hört man in den schweigenden Wäldern. Auf den einsamen Wegen begegnet uns zweilen ein Bergmann, der zu seiner ernsten, gefahrvollen Arbeit geht und mit eintönigem „Glück auf" vorüber schreitet. Und doch herrscht in der Tiefe der Erde Tag und Nacht reges Leben. Ueberall hin ziehen sich die Stollen, aus denen das blanke Erz im Göpelhause zu Tage gefördert wird.

Herr und Frau Wetzel waren nicht immer in diesem Thale gewesen. Sie hatten früher längere Zeit in Schweden und dann in Frankreich gelebt, waren der fremden Sprachen mächtig und mit der Welt bekannt. Ihr liebenswürdiges Wesen, so=

wie der Umgang mit der mir gleichalterigen Tochter Pauline und einer Schulfreundin aus Nordhausen ließen mich bald den Schmerz des Abschiedes von der Heimat überwinden. So still die Natur draußen war, so lebhaft ging es meist in dem Hause zu. Die Arbeit in Küche und Milchkammer wechselte immer mit heiterem Spiel und fröhlichem Gesang ab. Selten verging ein Tag, der uns nicht einen Besuch gebracht hätte. Bald waren es alte, bald junge Bekannte und Freunde, Forst- und Bergbeamte aus der Nachbarschaft, bald kamen Paulinen's Freundinnen aus Klausthal. Jeder fühlte sich wohl in diesem Kreise gemütvoller und zufriedener Menschen.

Eines Tages erschien lieber Besuch von Nordhausen, Frau Louise Baltzer, die geistvolle, liebenswürdige Gattin des Predigers Eduard Baltzer, welche ihre Tochter Sara zur Luftkur nach Bockswiese bringen wollte. Kaum waren die Gäste untergebracht, so schritt aus dem Walde hervor ein einsamer Wandrer. Es war mein Vater, der, vom Musikfeste in Braunschweig kommend, diesen Umweg gemacht hatte, um nach seinem Töchterchen zu sehen. In Braunschweig war er mit den Koryphäen der Musik bekannt geworden. Spohr und Liszt hatte er schon bei einer früheren Gelegenheit kennen gelernt, wo jener sich freundlich mit ihm unterhalten, Liszt dagegen sich bei der Vorstellung mit kaum merklichem Kopfnicken abgewandt hatte. — Während eines Spazierganges im duftigen Tannenwalde dichtete Frau Baltzer ein schönes „Wanderlied", das mein Vater unmittelbar darauf (17. Juli 1863) für Männerchor in Musik setzte, und welches in die Sammlung seiner Chorlieder „Aus froher Zeit" mit aufgenommen ist.*) Bei seinen Harzwanderungen faßte mein Vater auch den Plan zu seiner dritten Oper „Die Roßtrappe" (Der Ahnenring). — Bald darauf wurde ich von Schwester Minna auf Bockswiese abgelöst und kehrte ins Elternhaus zurück.

*) Ein kleines munteres „Harzlied" (noch ungedruckt), in einer stillen Morgenstunde gedichtet und komponiert, konnte von uns Mädchen noch an demselben Tage der Gesellschaft vorgetragen werden.



Therese und Wilhelmine Schultze, 1864.*)

25. An der russischen Grenze.

Im Herbst 1864 ging Martin nach Thorn, wo ihm eine Lehrerstelle an der höheren Töchterschule übertragen worden war. Hier bot sich ihm wieder ein neues Arbeitsfeld und zugleich eine reiche Quelle geistiger Anregung. Ein Kreis von kunstsinnigen, wissenschaftlich und litterarisch hochgebildeten Männern, dessen Mittelpunkt der „Copernicus=Verein" war, nahm ihn auf. Von besonderem Einfluß auf meines Bruders Lust am eigenen Schaffen war der Umgang mit seinem nur

*) Wilhelmine (Minna) rechts, sitzend.

5 Jahre älteren Direktor Adolf Prowe, einem Manne von höchster dichterischer Begabung.

Was von andern erst ein Vierteljahrhundert später erdacht wurde, das führten sie beide schon damals in gemeinsamer Arbeit aus. Prowe hatte den Plan gefaßt, durch gelegentliche kleine Aufführungen das Interesse für die Schule in weiteren Kreisen zu wecken. Zuerst dachte er nur an die deklamatorische Behandlung geschichtlicher Begebenheiten, gehoben durch eingelegte (schon bekannte) Choräle und Volkslieder. Jetzt veranstalten ja viele Schulen dergleichen Aufführungen. Bei der Besprechung mit meinem Bruder nahm jedoch die Idee bald andere Dimensionen an. So entstand durch gemeinsames Schaffen die melodramatische Kantate „Der Kinder-Kreuzzug", ein Werk eigenster Dichtung und eigenster Komposition.

Im December 1865 wurde dasselbe zum ersten Mal aufgeführt. Ich selbst konnte an dieser Aufführung thätigen Anteil nehmen, da ich im Frühling desselben Jahres zu meinem Bruder nach Thorn übergesiedelt war. Die Wirkung des Werkes auf die Zuhörer wurde nicht wenig gehoben durch die Mannigfaltigkeit der Bilder. Sologesang wechselte mit Deklamation und melodramatischem Vortrag, gemischter Chor mit Männerchor und dem Gesang der Kinder, ab.

Den geistig hochbegabten Männern stand ein lieblicher Kranz fein gebildeter Damen zur Seite. Zunächst waren es die Lehrerinnen der Schule, sowie die jungen Damen der Oberklasse. An diese schloß sich eine größere Zahl von Verwandten und Freundinnen nebst ihren Familien, mit denen wir, in Privatgesellschaften, auf Spaziergängen, in öffentlichen Gärten oder auf dem Bahnhof fast täglich zusammen trafen. Bei diesen heiteren Zusammenkünften sprudelte es oft in Versen und in Prosa von Geist und Witz. Adolf Prowe besonders war ein Meister im Improvisieren. Es wurde ihm fast leichter, Verse zu schreiben, als Prosa. Bruder Martin's Stärke bestand darin, poetische Gedanken in fremden Sprachen und Dialekten auszudrücken. Die jungen Damen unserer Bekanntschaft mußten

es sich zuweilen gefallen lassen, daß ihre Namen zu Akrostichen, meist in englischer Sprache, verwandt wurden. Hier nur ein Paar davon:

Mary (Alliteration).

Many a May night, mild and fragrant,
At the ancient castle, in the lilac arbor,
Right over the river, we reasoned and talked on
Youth and beauty, and the days of yore.

Anna.

A lovely smile on rosy cheeks
No cankered mind can show,
Nor will a wounded, sorry heart
A mirth like thine bestow.

Ein italienisches Abendlied mag folgen:

La notte.

Già risplendono le stelle
Nello stagno placido,
Leggiermente un vento molle
Muove il piano limpido.

Nascono le nebbie oscure
Nella valle, dorme già
Tutto'l mondo; tuo fedele
Solo ancor non dormirà.

Ein persisches Distichon mag ferner hier eine Stelle finden:

Talab mî kunî, ki „fazîlat kudschâ'st?" —
Bi gû „dil-khusch am", ki tschunîn bakht turâ'st.

(Du fragst „wo ist die Vollkommenheit?" —
Sage „ich bin zufrieden", so ist das Glück bei dir.)

Die phönicische Idee der Weltentstehung (nach Damascius) veranlaßte ihn zu einer Darstellung in altgriechischen Hexametern:

Πάντων τῶν μεγάλων ὁ πόθος θεός ἐστι μέγιστος,
Θυμὸν ἐν ὕλῃ γὰρ τὸν ποικιλόμορφον ἀνάπτει.

U. s. w.

Aehnliche Gedanken erscheinen in altsächsischen Stabreimen:

Wâg ist metod alo-waldo, ên werold-hêrro.
Wâg, thurh rûm, hwîla endi nôd, giskôp lîf an weroldi.
Lîbes bilidi sind unrîm, gibundane tesamne thurh giburd endi dôd.
Mankunni, bilideô ên, ist blîdi,
Ef githâht willeon hêrro sî, endi wân mannô frôbra.

(Der Geist ist Gott, der Allwalter, der einige Weltenherr.
Der Geist, durch Raum, Zeit und Not, schuf das Leben in der Welt.
Des Lebens Bilder sind unzählig, an einander gekettet durch Geburt und Tod.
Das Menschengeschlecht, eines der Bilder, ist glücklich,
Wenn der Gedanke Herr des Willens ist, und die Phantasie der Menschen Trösterin.)

Gern wandte er den nord-thüringischen Volksdialekt unserer Heimat, der bis dahin nur der komischen Muse gedient hatte, auch zum Ausdruck ernster Gedanken an:

Das oole Hvs.

(Nach Longfellow und Chamisso.)

Das oole Hvs an'n Walde läet stille doo un tuot.
Uf morschen grauen Muuern speelt's Oobentliecht suo ruot.
Sinst, wenn de Kinger kaamen möd Schuolzvg vs der Statt,
Wii waar suo blank das Hyschen, der Keesweg dvrt wie glaat!
Doo saag de Mutter frindlich wol äbber de hallebe Teer,
Un's schlanke wyßße Ketzchen saaß schnorrening derfeer.
Dvrt unger'n Appelbaume, wuo Rößßeln wuuchern zund,
Doo laag in'n schmucken Hittchen der oole tröie Hund.
Das lötzte fon den Kingern, die dvrten sinst jespeelt,
Das stiet jötzt ernst un einsaam in wiiter, wiiter Welt.
Wii hiir im's oole Fenster der griene Efei rankt
Un lustig hän un wädder in'n Oobentwinne schwankt:
Suo satt au duu, min Herze, suo oold un dach nach jung,
Möd Hoffnung nöi imranke de oole Erinnerung.

Ooles un Nöies (Ode).

Richtet uure Blicke jetroost in's Wiite,
Hän, wuo helle Sterne fon'n huochen Himmel
Uch den Weg zu'n freelijen Ooler wiisen.
Trout uuren Glicke!

Dach der Kluoge dönkt nich an Nöies immer,
Lernt örst hän ze schriiten uf sichern Baanen,
Die fär tousend Jooren de Mönschheit alle
Broochten zu'n Ziele.

Färwerts alsuo, abber au rickwerts, Fringe,
Siet imhaer, un weelt vs der Welt das Böste,
In der Feerziit, wii au in unsen Taagen:
Ooles un Nöies.*)

---

26. Polnische Studien.

Von großem Interesse für uns war die polnische Sprache. Ueberall trat sie uns entgegen; man konnte nicht umhin, sich mit ihr zu beschäftigen. Ankündigungen erschienen in deutscher und polnischer Sprache, die Dienstboten sprachen polnisch, auf dem Markte hörte man mehr polnisch als deutsch. Viele polnische Ausdrücke waren in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen**). Man kaufte keine Birnen, sondern „Gruschken" (gruszka); nicht mit Tannenzapfen wurde geheizt, sondern mit Schyschken (szyszka); man aß „Pirogen" (pirogi) statt der Klöße, „Satschirken" (zacierki) statt der Mehlsuppe; statt der Mütze trug man eine „Czapka"; junge Männer trugen „Wonsen" statt der Schnurrbärte; man legte kein Verzeichnis von Personen oder Gegenständen an, sondern einen „Spis"; der Kaufmann hielt sich keinen Ladendiener, sondern ein „Subjekt"; beim Auseinandergehen hörte man ebenso häufig „dobra noc", wie „gute Nacht". Mein Bruder, der als russischer Uebersetzer beim Gericht fungierte, konnte bald auch polnische Schriftstücke

---

*) Zur Aussprache vergl. meines Bruders „Idiotikon". Die Vokale entsprechen folgenden französischen (ou, o, è, é, i), englischen (**aw, a** in **has**) und polnischen (**ó, é**):

lang:	uu	uo	oo	aa	ae	äe	ee	ie	ii
kurz:	v	u	o	a	e	ä	ö	i	y
	ou	**ó**	o	**aw**	**a**	è	é	**é**	j

Nur vor m und n lautet u und i wie v und y.

**) Auch an preußisch-litauischen Wörtern fehlte es nicht. Junge Mädchen z. B. wurden Margellen genannt, vom litauischen mergéle, dem Deminutiv von mergà, altpreuß. mergu, Mädchen.

bearbeiten, die man ihm bisweilen sandte, obwohl es der polnischen Dolmetscher genug gab.

Spezifisch polnisch waren die „Flissaken“ (flisak), d. h. die Flößer, welche in großen „Traften“ Bauholz aus Polen auf der Weichsel herab brachten. Zufrieden und vergnügt, sah man sie scharenweise in ihren langen weißen Leinwandröcken und breitkrempigen gelben Strohhüten, meist barfuß, die groben Stiefel auf dem Rücken tragend, durch die Straßen ziehen. Zunächst suchten sie gewöhnlich die Apotheken auf, um sich Aether oder Hoffmanns-Tropfen zu kaufen, mit denen sie sich gern berauschten. Dann ging es in die Eisenhandlungen, wo sie Sägeblätter und andere Werkzeuge, sowie Musikinstrumente, fanden. Hatten sie eine Violine glücklich erstanden, so setzte sich der Geiger an die Spitze des Zuges, und so wanderten sie, jeder ein Schwarzbrod unter dem Arme und nach Aether duftend, ihrer galizischen Heimat wieder zu. Es waren wetterharte Menschen, die wir oft um ihre Gesundheit beneideten, wenn wir sie im strömenden Regen betrunken unter der Dachtraufe einer Schenke liegen und ihren Rausch in dem Regenbache ausschlafen sahen.

Von anderem Schlage erschienen die kujawischen Bauern, welche, den schwarzen Hut mit breitem Deckel auf dem Kopf, einen breiten roten Gurt um den dunkelblauen, oft ärmellosen, Rock, die Leinwandhosen in die Stiefel gesteckt, Getreide aus der Gegend von Inowraclaw auf den Markt brachten. Das meiste Getreide kam in großen „Berlinken“ (Oder-Kähnen) die Weichsel herab. Oft mußte es, wenn es naß geworden war, ans Land gebracht und dort umgeschaufelt und getrocknet werden. Die riesigen goldgelben Weizenhaufen am Ufer des Stromes gehörten unzertrennlich zum Bilde der Stadt Thorn.

Eine besondere Zunft bildeten die Schmuggler. Wenn man des Abends etwa von Buchta her durch Treppoſch nach der Stadt zurück spazierte, begegnete man nicht selten einem Trupp von Männern, welche, jeder ein Päckchen auf dem Rücken und einen Wanderstab in der Hand, in tiefem Schweigen, einer

hinter dem andern, nach der russischen Grenze hin zogen. Jenseit derselben sollten sie, nach gefährlicher Nachtwanderung, ihre Päckchen an den „Juden" abliefern, der aber wohl nicht immer der jüdischen Religion angehörte.

An historischen Erinnerungen fehlte es in der ehrwürdigen Stadt nicht. Das Geburtshaus des Copernicus war mit einer Inschrift versehen. Ging man über den Markt, so mußte man des furchtbaren „Blutgerichts" gedenken, das die Jesuiten durch Aufstachelung des polnischen Fanatismus 1724 über die Stadt brachten. Im städtischen Archiv wurde, unter andern wichtigen Urkunden, das Original der „kulmischen Handfeste" verwahrt, des ältesten Gesetzes, das der Ritterorden dem Lande Preußen gab. Von hohem Interesse waren die Reste des alten Ordensschlosses, bestehend in einem viereckigen Turme (Danziger), zu dem ein bedeckter Gang über einen Thorbogen führt. Auch der „schiefe Turm" in der alten Stadtmauer erinnerte an die Ritterzeit.

Schöne Punkte in der Umgegend von Thorn waren häufig das Ziel von Spaziergängen und kleinen Reisen. An der Weichsel abwärts lag der botanische Garten, weiter hin das Ziegelei=Wäldchen und, mit kurzer Eisenbahnfahrt zu erreichen, Niedermühl mit seinen waldigen Höhen. Tief in den Wäldern verbarg sich Barbarken, mit einem der heiligen Barbara geweihten Quell. Wollte man eine etwas größere Tagereise unternehmen, mit der, wegen des Grenzüberganges, auch wohl einige Aufregung verknüpft war, so fuhr man nach dem in Russisch=Polen gelegenen Badeörtchen Ciechocinek. Eines Tages reisten wir mit einer größeren Gesellschaft dorthin. Bis zur russischen Grenzstation Alexandrowo ging es mit der Eisenbahn. Hier war der Bahnhof von Kosaken abgesperrt. Die Reisenden mußten so lange im Wagen sitzen bleiben, bis die Pässe nachgesehen waren. Wir, als Anwohner der Grenze, bedurften keines Passes, sondern nur eines von der Thorner Polizei ausgestellten Legitimationsscheines. Auf diesem Scheine waren nur die Namen der zur Gesellschaft gehörenden Personen kurz angegeben. Nun war aber eine der Damen verhindert

worden, die Reise mitzumachen. Der revidierende Kosak zählte unsere Häupter und verlangte, da er den Mangel entdeckte, wir sollten erst die fehlende Person herbei schaffen. Nach längerem Disputieren gelang es einem uns befreundeten russischen Beamten, sowie der Spende einiger Cigarren, ihn von unserer Harmlosigkeit zu überzeugen. Nun sollten wir mit den anderen Passagieren in ein großes Zimmer eingesperrt und dort zollamtlich visitiert werden. Unser russischer Freund machte die Sache aber kurz ab, indem er uns durch eine Hinterthür ins Freie führte.

Bald war auch ein „Jude" gefunden, der uns einige, mit je 2 kleinen, schnelllaufenden Pferden bespannte, „Kibitken" vermietete. Nun ging es fort in sausendem Galopp, über Stock und Stein, daß der Sand uns um die Köpfe flog und eine Staubwolke den Wagenzug einhüllte. Als eine der Damen unserm Kutscher, einem halbwüchsigen polnischen Burschen, Vorstellungen darüber machte, hielt er das für ein Lob und ließ, mit vergnügtem Grinsen, die Pferde um so schneller laufen. Endlich öffnete sich der Wald, und wir fuhren in gemäßigterem Tempo nach Ciechocinek hinein, wo wir beim Gastwirt Müller vortreffliche Aufnahme fanden und später durch den Direktor der Saline in zuvorkommender Weise herum geführt wurden.

Unsere Ferienreisen in die Heimat benutzten wir gewöhnlich noch zu einem Ausflug nach irgend einem schönen oder interessanten Punkte, der uns nahe lag. So waren wir einst nach Stettin und von da mit dem Dampfer nach Swinemünde gefahren. Als wir dort ans Land stiegen, um uns nach einem Gasthause umzusehen, bemerkte ich unter den das Schiff Erwartenden unsern verehrten Freund, den Prediger Eduard Baltzer aus Nordhausen, den beredten, mutigen Kämpfer für Wahrheit und edles Menschentum. Er hatte seine Frau abholen wollen; dieselbe kam jedoch erst am nächsten Tage. Nun wanderten wir zusammen im Abendsonnenschein am schönen Ostseestrande hin nach Ahlbeck, wo er in einem Fischerhause ein gutes Unterkommen gefunden hatte. Auch wir blieben mehrere Tage da-

selbst, um in der See zu baden und in den prachtvollen Buchenwäldern spazieren zu gehen. Unsere Wege führten uns bald zum Forsthaus an dem, mitten im Walde gelegenen, stillen, klaren Wolgastsee, bald am Strande hin nach dem lieblichen Heringsdorf oder auf den hohen Golm, der eine weite Aussicht über das Meer bietet. In Heringsdorf trafen wir eine Freundin aus Thorn, die dort bei Verwandten den Sommer zubrachte. Einst hatten wir mit ihr den Golm erstiegen, um am Horizonte die Greifswalder Oie und die dahinter liegenden Kreidefelsen von Rügen zu suchen. Da überraschte uns ein furchtbares Gewitter und trieb uns zu eiliger Flucht. Bruder Martin konnte nicht unterlassen, das in Versen zu behandeln:

Heringsdorf.

Rememberest thou that lonely spot
On Usedom's sandy shore,
Where once, at even-tide, we sat,
Far from the earnest lore?

O'ershadowed by the stately oak,
On that green seat of turf
We sat, while round the hill below
Curled white the foaming surf.

Sawest thou that little rocky isle,
Whence through the foggy veil
The lighthouse sends its friendly glare,
To warn some wandering sail?

Thence blew the humid western gale,
Drove clouds o'er land and main;
Their sable wings they spread afar,
And night began to reign.

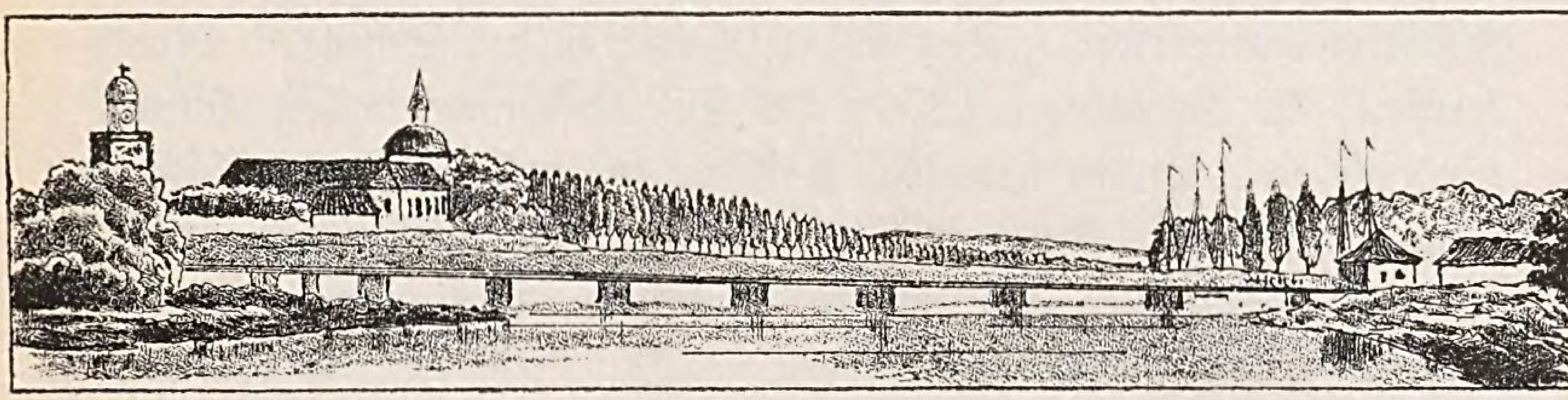
The lightning's yellow flash burst forth,
The thunder's voice spoke loud,
Wild roared the tempest through the grove,
And raindrops poured the cloud.

Dost thou remember still our flight,
Downward the shady dell,
O'er hedge and ditch, in rapid haste,
Unto thy sheltering cell?

---

27. Schlimme Erfahrungen.

Das freundliche Thorn hatte auch seine Schattenseite, das war der böse Typhus, der jährlich seine Opfer forderte und manche Familie zerrüttete. Auch Martin wurde von ihm ergriffen. Ich glaubte, ihn pflegen zu können, und eilte von Nordhausen, wo ich mich gerade aufhielt, nach Thorn. Aber auch mich warf die furchtbare Krankheit nieder. Die halbe Stadt nahm Anteil an unserm Geschick. Noch vielen Familien sind wir zu lebenslänglicher Dankbarkeit verpflichtet. — Im Herbst 1869 zogen wir nach Cüstrin, wo Martin zum Rektor der höheren Töchterschule gewählt worden war. —



Cüstrin, von der Nordwestseite, 1874.*)

Inzwischen hatten sich die Dinge auch in Nordhausen nicht angenehmer gestaltet. Aus dem versteckten Neid war offene Feindschaft geworden. Mein Vater hatte in vielen Wohlthätigkeits-Konzerten, bei denen zuweilen Lehrer und Schulkinder, zuweilen aber auch die vornehmsten Damen der Stadt mitwirkten, Kompositionen von sich und von anderen zur Aufführung gebracht. Seine Bestrebungen hatten auch in weiteren Kreisen Beachtung gefunden. Die musikalisch hoch begabte Gräfin Louise zu Stolberg-Stolberg (Mutter des regierenden Grafen) hatte von seinen Arbeiten freundlich Kenntnis genommen und ihm ihre eigenen melodiereichen, tief empfundenen Kompositionen, besonders Lieder nach Texten von Ernst

*) Links der Stadtkirchturm, rechts davon das Schloß. Eigene Skizze, aufgenommen vom linken Oderufer.

Schulze, dem Sänger der Cäcilie, mitgeteilt. Einzelne dieser Lieder hatte mein Vater auch mit Orchesterbegleitung versehen und zur öffentlichen Aufführung gebracht. Nun wollte er dem Publikum gar eine zweite große Oper von sich, „Domenico Fontana“ (S. 37), vorführen. Das war mehr, als der Neid ertragen konnte.

An seiner Amtsführung konnte man keine Handhabe gegen ihn finden. Seine Schulkinder hingen mit großer Liebe an ihm, und die Gemeinde achtete in ihm zugleich den begeisterten Organisten und den zuverlässigen Kirchenbeamten. Sogar während der Vorbereitungen zur Aufführung seiner ersten Oper, die doch seine Gedanken bedeutend in Anspruch nahmen, hatte er die Schule so wenig vergessen, daß er ein Hilfsbuch für den Religionsunterricht („Das Wort Gottes in der Schule.“ Nordhausen, A. Büchting, 1856; 98 S.) zusammenstellen konnte. Er gab es anonym heraus, weil er im andern Falle Anfeindung fürchtete*). Auch ein Choralmelodieen-Buch, zum Gebrauch in den Schulen, hatte er in mehreren Auflagen erscheinen lassen.**) —

Im Sommer 1868 bat er um seine Pensionierung, die er auch erhielt. 11 Jahre später lud man ihn in offizieller Weise zur Feier des 50. Stiftungstages der Nordhäuser Liedertafel (26. Oct. 1879) ein. Er reiste auch von Oldesloe dorthin, wurde freundlich aufgenommen und von allen hoch geehrt. Männer, die früher nicht zu seinen Freunden gehört hatten, umarmten und küßten ihn, aber sie konnten die Kränkungen, die man einem harmlosen und bescheidenen Manne zugefügt hatte, nicht ungeschehen machen. Erst im August 1891, also

---

*) Auf den weit verbreiteten Namen Schultze legte er überhaupt keinen großen Wert. Hatte ihm doch einst, bei Nennung seines Namens, ein Fremder erwidert: „Ach, Sie scherzen wohl?“ Viel wertvoller schienen ihm seine Vornamen zu sein, da seine Eltern sie ihm gegeben hatten.

**) Sogar in anderer Beziehung hatte er gesucht, sich der Stadt Nordhausen nützlich zu machen. Besonders seiner Anregung und unermüdlichen Thätigkeit war es zu verdanken gewesen, daß im Anfang der 60er Jahre eine Industrie-Ausstellung in Nordhausen zustande kam.

36 Jahre nach der Aufführung von „Ludwig dem Römer", wurde durch den Stadt-Bibliothekar Hermann Heineck in der Nordhäuser Zeitung öffentlich auf die Bedeutung unseres Vaters als Komponist hingewiesen.

---

28. Die Roßtrappe.

Nachdem er der Stadt Nordhausen 41 Jahre lang gedient hatte, zog der nun 60jährige Mann mit einer Jahrespension von 300 Mark von dannen, nicht traurig und gedrückt, sondern voll froher Hoffnung, denn er glaubte nun, da er noch körperlich rüstig war, in ein Fahrwasser kommen zu können, das ihn dem ersehnten Ziele näher brächte. In Kassel, wohin er sich wandte, gründete er, unter Beteiligung einheimischer Kräfte, ein Konservatorium der Musik, wobei er durch ortskundige Freunde, besonders dem Bildhauer Holzschuh, mit gutem Rat unterstützt wurde. In seiner Harmlosigkeit bemerkte er zunächst nicht, daß er durch sein Auftreten den ganzen Haß der musikalischen Größen von Kassel wachgerufen hatte*). Dazu kam, daß er wohl ein unermüdlich thätiger Arbeiter, aber durchaus kein „Macher" war. Wenn deshalb auch der klingende Lohn für seine Bemühungen ein nur geringer war, zumal da er viele Schüler unentgeltlich unterrichtete, so fand er doch in so fern seine volle Befriedigung, als es ihm gelang, mit seinen Schülern und Schülerinnen und vollem Orchester seine dritte große Oper „Die Roßtrappe" (Der Ahnenring) im Herbst 1869 öffentlich aufzuführen. Er schreibt darüber an unsere Mutter, welche damals bei uns in Cüstrin war, wie folgt: „Um Dir, geliebtes Minchen, sofort eine kleine Freude zu bereiten, teile ich Dir mit, daß gestern (am 21. December 1869), Dienstag, Abends von 6½ bis 9¾ Uhr, meine Oper im großen Saale des Stadtbaues als Konzert gegeben worden ist. Da der Saal schon gegen 6 Uhr überfüllt war, so mußten viele Leute wieder fort gehen. Andern ist es nicht viel besser gegangen, indem

*) L. Spohr, der ihm wohl freundlicher gesinnt gewesen wäre (S. 101), war schon seit 1859 tot.

zwei und zwei auf einem Stuhle sitzen mußten. Das Publikum war ein sehr gewähltes und bestand aus hohen Personen, Offizieren, Beamten und sehr vielen Musikern.

Versetze Dich nun einmal in den schönen, von 10 großen Säulen getragenen, von drei mächtigen Kronleuchtern tageshell erleuchteten Saal. Im Hintergrunde stand ein erhöhtes Podium, auf welchem die Sänger und Sängerinnen (letztere alle in Weiß gekleidet) Platz genommen hatten. Vor ihnen stand ich auf einer hohen Fußbank, und neben und hinter mir saßen die Musikanten. Es war alles zusammen ein kleines Heer von einigen 60 Personen. Gleich die Ouverture, die so recht ein Bild der wild romantischen Roßtrappe mit ihrer trefflichen Sage und allem Teufelsspuk ist, wurde mit Beifall begrüßt. Da hättest Du einmal hören sollen, wie die Blechmusik so mächtig wirkte, indem sie stets das Thema des guten Prinzips in der Oper, die Melodie „Straf mich nicht" u. s. w., aus allem teuflischen Lärm auftauchen ließ und zur Geltung brachte, alles niederschmetternd. Und wie brachten die Geigen das Thema des Bösen, wie kämpften beide Themas! Man sah die zerrissenen Felsenmassen, hörte den Donner mächtig in den Gebirgen rollen, sah den zackigen Blitz, und nun, als Gegensatz zu all diesem Höllenlärm mit dazwischen tönender Prophetenstimme des Chorals, der einfach frohe Gesang eines rüstigen Harzwanderers. Die Ouverture gefiel außerordentlich und hat immer gefallen. Da jedermann den Text in der Hand hatte (ich hörte das Rauschen der Blätter beim Umwenden), so war dem Publikum alles verständlich. Am Schlusse jedes Aktes ehrte man mich mit Applaus. Doch wurde auch bereits nach der Partie des Pfeifers (Iring) im Final des ersten Aktes applaudiert. Auch der Chor „Heil unserm Königsthrone" mit seiner kernigen Musik wurde noch besonders durch Beifall ausgezeichnet. Aber am Schlusse wollte der Sturm gar kein Ende nehmen. Unter Hutschwenken, Bravo-, Hoch-, da capo- und Hoch Schultze-Rufen habe ich drei Verbeugungen vom Podium aus machen müssen. Unser Personal eilte nun auf mich zu, um mir zu gratulieren,

auch Zuhörer gesellten sich später dazu. Alle sind der Ansicht, daß eine Aufführung, der Oper in Kostümen und mit Dekorationen schön ohne Gleichen sein müsse. Der glänzende Beifall freut mich grade um so mehr, als eine von . . . . . und der von ihm abhängigen Clique geleitete Opposition vor, während und nach der Aufführung leicht hätte Störungen veranlassen können. An der großen Teilnahme und dem steigenden Wohlgefallen des Publikums an meiner Musik scheiterten alle Künste und bösen Anschläge. Während ich hier sitze und schreibe, werde ich jeden Augenblick gestört von diesem und jenem, der mir zu gratulieren kommt. Aber es ist eben 1 Uhr, ich muß nunmehr zu Tische; daher will ich schließen. Bleibe nur recht munter und behalte mich lieb, bald wird zu Dir eilen Dein Heinrich."

Einige Tage später sollte eine zweite Aufführung der Oper stattfinden. Aber durch die übermäßige Anstrengung, vielleicht auch durch den Aerger, den ihm seine Neider bereiteten, waren meines Vaters Kräfte erschöpft. Er wurde krank und ließ sich im Januar 1870 bewegen, zu uns nach Cüstrin überzusiedeln. Nun waren wir wieder, bis auf die Brüder Julius und Karl, vereinigt. Der erstere hatte 1862 in Nordhausen ein eigenes Geschäft begründet, kam aber jedes Jahr einmal, uns zu besuchen. Karl hatte sich im Herbst 1866 mit Clara, einer Tochter des Oberstabsarztes Dr. Moritz in Aschersleben, vermählt und war im Herbst 1868 als Oberlehrer an die Realschule nach Harburg berufen. Schwester Minna hielt sich abwechselnd bald bei uns, bald bei Karl in Harburg auf.

---

29. Cüstrin.

Der Charakter der Landschaft ist ein eigentümlicher. Unabsehbare Wasserflächen, belebt von den großen, langsam dahin ziehenden Oderkähnen, wechseln mit meilenweit sich hinstreckenden Wiesen, durchzogen von hohen Dämmen, ab. Auf den Wiesen tummeln sich Kiebitz und Wiesenschnarrer, während der Storch, der auf hohen, oben abgeschnittenen Pyramidenpappeln



Julius Schultze, 1864.

sein Nest hat, gravitätisch dazwischen einherschreitet. In den Schilfdickichten wimmelt es von langzehigen Wasserhühnern und Rohrdommeln. Dazu läßt am Tage der Rohrsperling sein lautes „karel karel king king" hören, und Abends singt die Unke ihr melancholisches, aber durchaus nicht übel klingendes, Lied. An offenen Wasserflächen treibt der Haubentaucher sein Wesen, und die Möwe schwärmt zuweilen über dem Strome.

Die Bewohner der brückenreichen kleinen Stadt mit den langgestreckten Vorstädten machten auf uns den Eindruck der Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit. Im Laufe der Jahre wurden wir mit vielen Personen der verschiedensten Stände bekannt, und meistens bestätigte sich dieser erste Eindruck. Als Muster einer Neumärkerin edelsten Charakters galt uns immer Fräu-

lein Minna Pampe (jetzt nicht mehr unter den Lebenden), in deren freundlichem Hause wir 5 Jahre lang wohnten.

Mein Vater fand Befriedigung darin, seine Phantasie, ungehindert durch Arbeiten für's tägliche Brod, frei walten zu lassen. So entstand noch manches schöne Lied,*) so entstand ferner das Tongemälde „Benjamin Franklin", wozu Adolf Prowe den verbindenden Text schrieb, sowie die Ouverture „Hail Columbia" zur Säkularfeier der Gründung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (1776). Daneben leitete er zeitweilig einen Gesangverein, erteilte Unterricht, am liebsten im Gesange und in der Harmonielehre, und vertrat gelegentlich die Organisten in den Kirchen. Die Beschäftigung mit der Harmonielehre veranlaßte ihn zur Komposition von 50 Orgelvorspielen, die auch, verbunden mit den neu ausgesetzten Chorälen und Zwischenspielen, als „Melodieenschatz der christlichen Kirche" bald einen Verleger (H. Litolff in Braunschweig) fanden. Der Gesangunterricht dagegen regte ihn zur Abfassung seiner „Theoretisch-praktischen Studien zur Ausbildung im höheren Gesange" an. Auch entstanden im Anfang der siebziger Jahre die Fragmente zweier Kantaten oder Oratorien, „Petrus in Rom" (wozu der Entwurf schon früher gemacht worden war) und „Romas Fall".

Daneben wurde die Umgegend fleißig durchstreift. Die schönen Berge von Reitwein, an der Oder, mit dem romantischen Kirchlein, der herrliche Park des Grafen von Schwerin in Tamsel, das Dorf Warnick an der Warte, der „Teerofen" und das „Forsthaus", beide mitten im duftigen Föhrenwalde gelegen, bildeten häufige Zielpunkte unserer Wanderungen. Eine besondere Anziehungskraft übte auch das benachbarte Zorndorf auf unsern Vater aus. Wenn wir in den stillen Wäldern, in denen neben dem Hämmern des Spechts nur zuweilen der Ruf der Wiedehopfs oder des Kuckucks erklang, der „Falkenstrut"

*) 14 Solo-Lieder, von denen 7 dieser Zeit angehören, sind unter dem Titel „Der fahrende Sänger" gesammelt. Die 24 Chorlieder, welche die Sammlung „Aus froher Zeit" enthält, sind sämtlich noch in Nordhausen komponiert, das älteste (Nr. 7) schon 1833.

und unseres Großvaters gedachten (S. 2), so erinnerte uns der Name Zorndorf an die Helden des großen Königs, zu denen ja auch unser Urgroßvater gehörte (S. 1). Bei unsern Fahrten nach dem nahen Frankfurt a. O., und besonders bei dem Orte Wüste-Kunersdorf, den die Eisenbahn berührte, versetzten wir uns im Geiste auf das berüchtigte Schlachtfeld. — Abends, wenn wir bei der traulichen Lampe saßen, die Mutter in ihrer Sofaecke strickte, öfter dabei auch wohl einnickte, und Martin, dessen Augen schon damals die Arbeit bei Lichte nicht recht vertragen konnten, sich im Zimmer Bewegung machte — las der Vater, während meist zwei kleine Kätzchen an ihm herumkletterten, uns gewöhnlich aus einem Buche oder einer Zeitschrift vor. Bei Schilderungen ergreifender Scenen verlor jedoch bald seine Stimme den sonoren Klang, und er schob mir das Buch zu, da ihn die Rührung weiter zu lesen hinderte.

Martin fand neben seinen Amtsgeschäften noch Muße für größere wissenschaftliche Arbeiten. Schon in Elbing hatte er sein „Handbuch der persischen Sprache" (1863) herausgegeben. In Thorn war eine kleine englische Grammatik und ein englisches Lesebuch, für Schulen, entstanden (1869). Von Programmarbeiten waren erschienen: Ueber das Beowulfslied, Elbing 1864; Oliver Goldsmith and his literary merits, Thorn 1865; De l'ancienne comédie française, Thorn 1868; Zur Regelung der deutschen Orthographie, Thorn 1869. In Cüstrin schrieb er seine „Geschichte der alt-ebräischen Litteratur (1870), sein Idiotikon der nordthüringischen Mundart" (1874), sein „Handbuch der ebräischen Mythologie" (1876), ferner mehrere Broschüren (Ueber den Lautwert der griechischen Schriftzeichen, 1872; Indogermanisch, Semitisch und Hamitisch, 1873; Moses und die Zehnwort-Gesetze des Pentateuchs, 1875; Die germanischen Elemente der französischen Sprache, 1876; Altheidnisches in der angelsächsischen Poesie, 1877), endlich eine Reihe von Abhandlungen in Zeitschriften (Vierteljahrsschrift für Töchterschulen, Thorn; Ausland, Stuttgart; De Toekomst, Brüssel; Kosmos,

Leipzig; Nordhäuser Zeitung). — Ungedruckt geblieben sind bis jetzt seine Arbeiten über die Lautlehre der hindustanischen Sprache und über die arabischen Elemente in derselben, die in den Jahren 1872 bis 1877 entstanden, für die sich aber wohl schwerlich viele Leser gefunden haben würden.

Frans de Cort, der meinem Bruder befreundete vlaamsche Dichter und Herausgeber der Monatsschrift „De Toekomst“, starb am 18. Januar 1878, noch nicht 44 Jahre alt. Sein früher Tod veranlaßte Martin zur Dichtung des folgenden Sonetts, das in der genannten Zeitschrift (1878, S. 118) abgedruckt wurde.

Frans de Cort.

Des Herbstes falbe Blätter sanken nieder
Zur winterkalten, dunklen Mutter Erde.
Dort ruh'n sie, bis des Schöpfers mächtig Werde
Den Staub erweckt zu grünem Leben wieder.

Mit ihnen sanken auch die müden Glieder
Des Dichters hin, der, von des Seins Beschwerde
Befreit, der Heimat und dem trauten Herde
Den letzten Gruß nun bot durch seine Lieder.

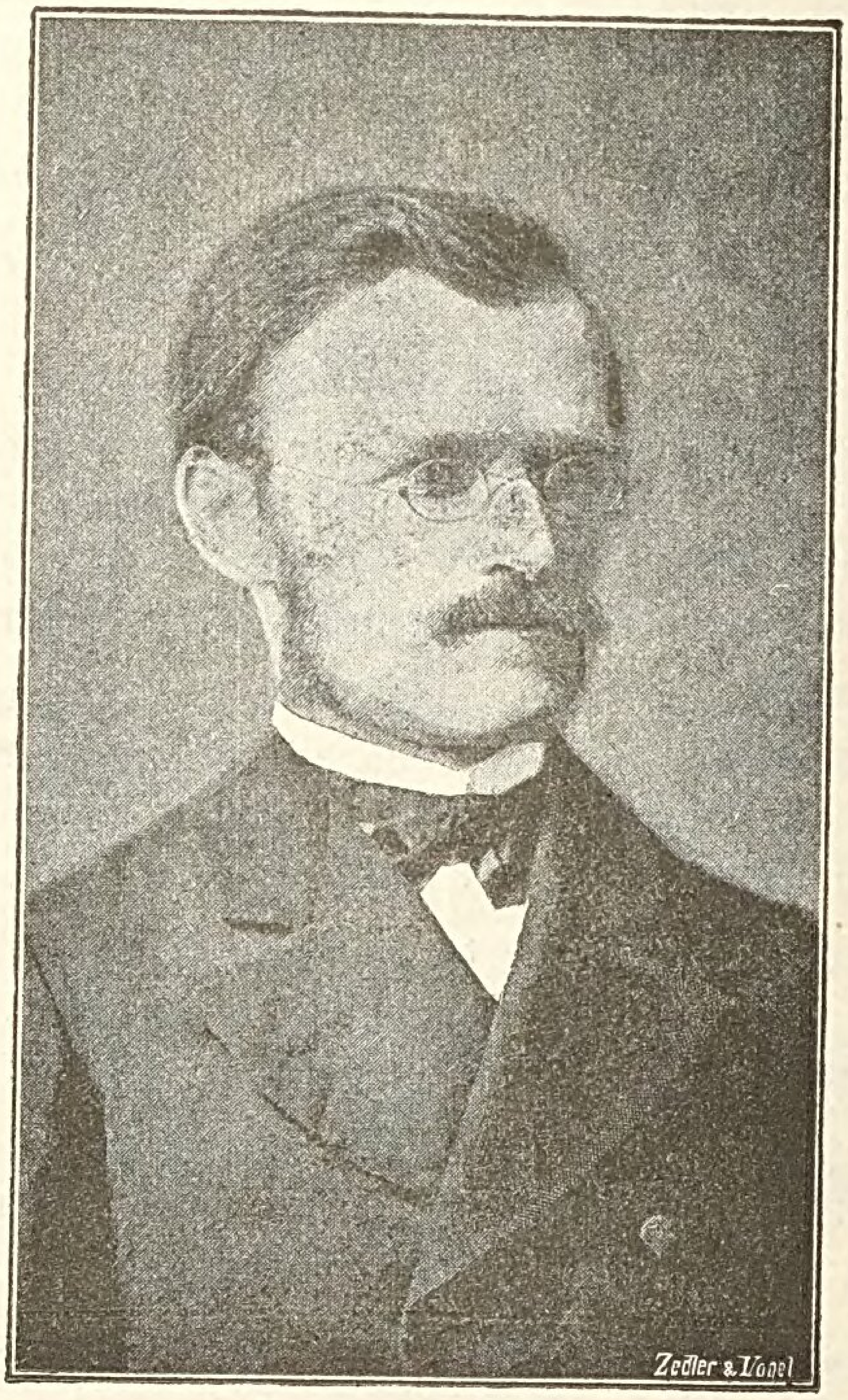
Bist du auf ewig denn von uns geschieden,
Zu endlos langem Schlummer eingegangen?
O nein! Mag deine Asche ruh'n in Frieden:

In dem, was deine Lippen lieblich sangen,
Soll neu mit jedem Lenz dein Geist uns leben,
So weit in Lust und Schmerz sich Herzen heben.

Mein Bruder war inzwischen zum Rektor einer in der Entwickelung begriffenen höhern Knabenschule zu Oldesloe in Holstein gewählt worden und mit den Eltern und mir im Herbst 1877 dorthin übergesiedelt.*) Es war uns dies in sofern sehr angenehm, als wir dadurch in die Nähe von Bruder Karl

*) Bei unserm Umherziehen im deutschen Vaterlande mußten wir uns an die verschiedensten Dialekte und Aussprachen gewöhnen. Zu dem nordthüringischen „Faere“ und dem holländischen paard kam in der Neumark das „Pierd“ und in Holstein das „Peerd“. Später, in Darmstadt, lernten wir sogar, daß es für den gemeinen Mann überhaupt keine Pferde gab, sondern nur „Geil“. Anna hieß in Nordhausen Onno (beide a ganz dunkel), in Cüstrin Ännä (beide a sehr hell), in Oldesloe Änno und in

und Schwester Minna kamen. Der erstere hatte leider seine liebe Clara (S. 115) schon 1875 durch den Tod verloren. Im Herbst desselben Jahres war er zum Direktor der nun zum vollen Realgymnasium ausgebauten Schule in Harburg a. d. Elbe gewählt worden. Schwester Minna hatte vorläufig



Dr. Karl Schultze, 1876.

seinen Haushalt geführt, aber im Herbst 1876 sich mit dem Ingenieur Franz Meyer in Hamburg vermählt.

Darmstadt Onnä. Während man in Nordhausen „eins zwei tröi“ zählte, sagte man in Thorn „äins zwäi dräi“, in Oldesloe „een twee dree“ und in Darmstadt „oins zwei drei“. Was in Thorn glatt war, hieß in der Mark „jlatt“, in Halle „chlattch“ und in Nordhausen „klaat“. Statt durch sagte man in Oldesloe „durkh“, in Cüstrin „dürch“, in Nordhausen „tärch“ und in Darmstadt „dorsch“.

30. In Holstein.

Die Schule in Oldesloe war bis dahin ein Privatinstitut gewesen, mit der Tendenz, sich zum Realprogymnasium zu entwickeln. Die Regierung hatte, in Anbetracht der Ueberproduktion an höheren Schulen, der Stadt den Rat gegeben, das Institut, das in ihre Verwaltung übergegangen war, in eine Mittelschule zu verwandeln. Dies sollte auch vorläufig geschehen, dabei sollte jedoch der Schule die Möglichkeit erhalten werden, später einmal in die Kategorie der höheren Schulen überzutreten. Meinem Bruder fiel nun die schwierige Aufgabe zu, die Schüler nach dem Plane einer Mittelschule zu unterrichten, daneben aber in fakultativen Extrastunden in den Kenntnissen weiter zu führen, die bei einer höheren Schule gefordert werden. Das Lehrerkollegium wurde denn auch gleich zu Anfang so zusammen gesetzt, daß dies möglich war. Die Unzuträglichkeiten mehrten sich jedoch von Jahr zu Jahr. Deshalb beantragte die Stadt 1880 die definitive Umwandlung der Schule in ein Realprogymnasium, die auch im Herbste desselben Jahres erfolgte.

Leider verließen zu derselben Zeit unsere beiden Geschwister in Harburg und Hamburg unsere Nähe. Bruder Karl war zum Direktor der Klinger-Schule in Frankfurt a. M. (die er bald zu einer Oberrealschule ausbaute) berufen und vermählte sich daselbst im Winter 1881 mit Emma, der Witwe des Kreisamtmanns Dr. Heim, Tochter des Fabrikanten Gänßler in Dinkelsbühl (Baiern). Schwester Minna folgte ihrem Gemahl, nachdem ihnen am 15. Juni 1878 ein Sohn, Alfred, und am 4. Juni 1880 eine Tochter, Elisabeth (Elly), geboren worden war, nach Langensalza.

Da wir 13 Jahre lang in Festungen ziemlich beschränkt gewohnt hatten, so gefiel es uns in der freien, offenen Gegend mit den idyllischen Feldwegen zwischen schattigen „Knicks“, mit denen die „Koppeln“*) eingezäunt waren, den grünen Hügel-

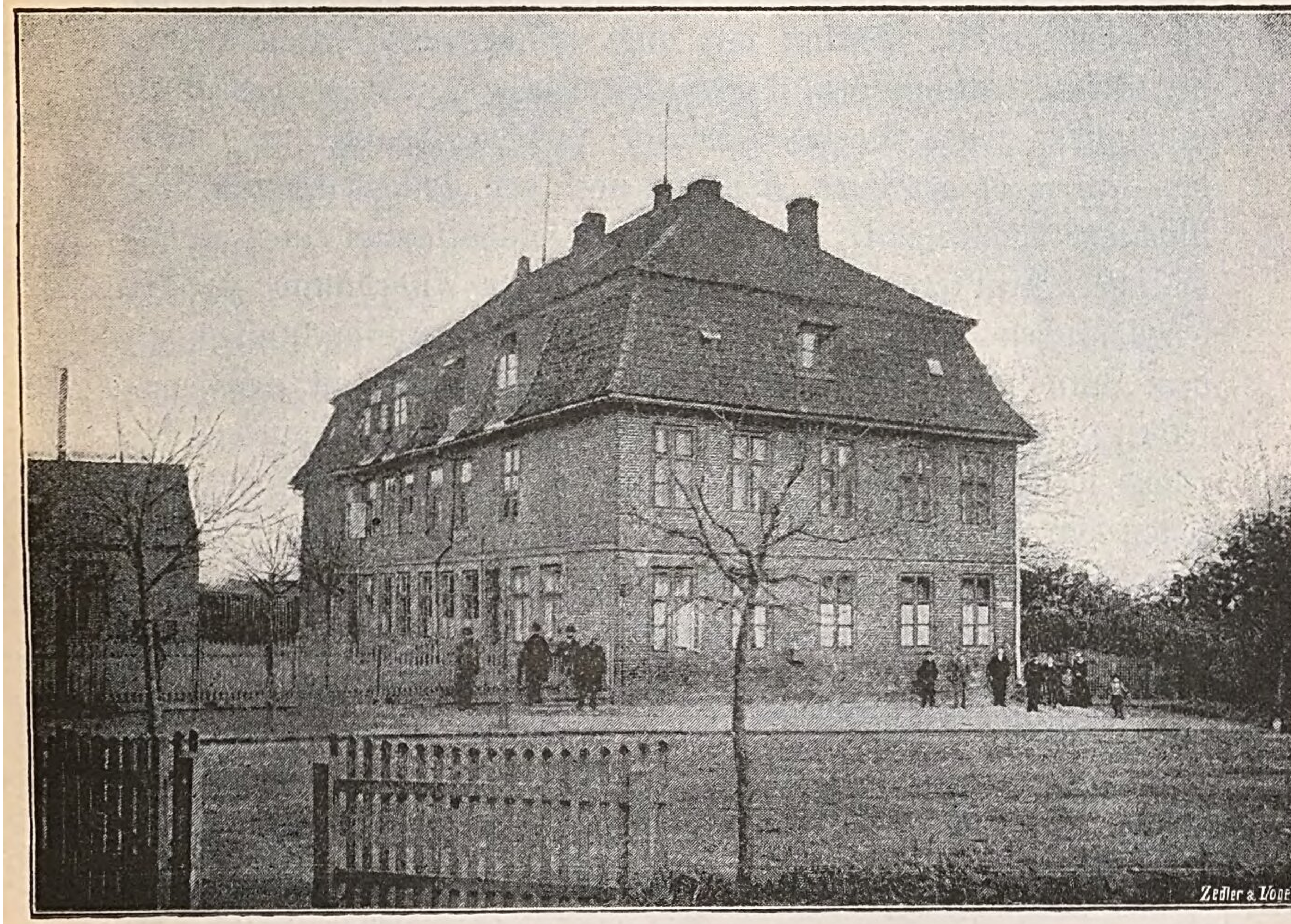
*) Auf diesen Koppeln weideten im Sommer die Tiere ohne Aufsicht

geländen, kleinen Wäldchen und kühlen Flußthälern, recht gut. Auch bot sich Gelegenheit, die ehrwürdigen Hansastädte Lübeck und Hamburg zu besuchen und bei Travemünde das Meer zu sehen, dessen Anblick den Eltern ganz neu war. Die herrlichen Föhrden von Kiel und Flensburg waren unschwer zu erreichen, ebenso die stillen Landseen von Ploen und Eutin und die Bäder an der Nordsee.

Besonders unser Vater, der nun 70 Jahre alt, aber noch völlig rüstig war, machte sich die freundliche Umgegend zu Nutze. In weiten Spaziergängen, bald allein, bald mit uns oder mit jüngeren Freunden (besonders oft mit meines Bruders Kollegen), durchstreifte er dieselbe. Es gab im weiten Umkreise kaum ein Dorf oder einen Herrensitz, die er nicht aus eigener Anschauung kannte. Daneben bot unser geräumiges Schulhaus auf dem mährischen Berge (an der nach Hamburg führenden Heerstraße) Gelegenheit genug für körperliche Beschäftigungen. Auf dem Boden hatten wir eine Tischlerwerkstatt eingerichtet. Bruder Martin hatte sich in seiner Studienzeit auch mit Tischlerei beschäftigt, und nach seinen Angaben zimmerten wir, der Vater und ich, allerlei primitive Bänke, Fußschemel und Windschutz-Vorrichtungen für den hübschen Garten. Einen schön gearbeiteten Gartentisch verdankten wir auch der Geschicklichkeit unsers Schwagers Franz Meyer. Bei schlechtem Wetter spazierte der Vater gewöhnlich mit der Violine im großen Schul-

---

bei Tag und Nacht. Sie wurden ebenso wenig gestohlen, wie die Schmucksachen und Silbergeräte, die in den Schaufenstern der Goldschmiede die ganze Nacht hindurch im Mondscheine schutzlos funkelten. Es hat uns immer gefreut, die Ehrlichkeit einer Bevölkerung feststellen zu können. Die größte Sicherheit des Eigentums herrschte unter den armen Bewohnern des Oberharzes (§ 24). Aber auch die Fischer von Alassio am Golf von Genua (§ 31) scheinen von großer Ehrlichkeit zu sein. Meines Bruders einsam gelegene Wohnung ließ sich nicht einmal sicher verschließen. In Abwesenheit der Bewohner hatte der Wind einst ein Federkissen aus dem offenen Fenster über die Gartenmauer geweht. Es wurde vermißt, und man dachte schon an einen Diebstahl. Am andern Tage fand es sich, auf offener Landstraße liegend, vor. Anders ist es freilich in größeren Städten. In Darmstadt (§ 31) fiel meinem Bruder Julius einst eine Feile aus dem Fenster. Er wandte sich rückwärts, um mir dies zu sagen. Eine halbe Minute später war sie bereits für immer verschwunden.



Schulhaus auf dem mährischen Berge in Oldesloe (Pilgerruhe), 1891.

saale, dessen Fenster geöffnet waren, auf und ab und geigte die schönsten Figuren und Melodieen in die weite Landschaft hinaus.

Außerdem gab der Vater ärmeren Schülern gratis Unterricht in der Musik und arrangierte zuweilen einen Marsch für die kleine Kapelle des Solbades oder ein Lied für den Schülerchor. Von eigenen Werken gehört in diesen Zeitraum die Musik zu Adolf Prowe's Bühnenspiel „Des Plautus Rudens" (1878), ferner ein „Allgemeines Choralbuch", sowie ein „Choralbuch für Schleswig-Holstein" (beide 1882 vollendet). Das Apel'sche Choralbuch war seit längerer Zeit vergriffen, ebenso das noch ältere Kittel'sche. Daher glaubte mein Vater, durch die Herausgabe eines neuen Choralbuchs ein nützliches Werk zu thun. Dasselbe unterscheidet sich von vielen anderen Choralbüchern dadurch, daß die Wiederholungen besonders ausgesetzt

sind, und zwar so, daß dabei ein Fortschritt, ein Aufschwung, zu bemerken ist. Ferner sind auch zwischen den Zeilen die sogenannten harmonischen Fehler vermieden. Jede Zeile beginnt mit einem neuen Accord. Endlich sind die Choräle nicht nach dem Alphabet geordnet, sondern nach der Zeilenzahl und dem Metrum der Gedichte, natürlich unter Hinzufügung eines alphabetischen Registers. Es verhält sich diese Anordnung zu der gewöhnlichen also etwa wie das natürliche Pflanzensystem zu dem Linné'schen. Das „allgemeine Choralbuch" ist nach denselben Grundsätzen eingerichtet. Es enthält 250 Nummern, die jedoch weit über 1000 Lieder vertreten, indem nur die bekanntesten Parallel-Melodieen aufgenommen sind. Bei der Melodie sind die wichtigsten Varianten durch Punkte bezeichnet.

Beide Bücher kamen bisher nicht zum Druck. Von dem letzteren wurde gesagt, es werde schwerlich gekauft werden, da jeder Organist die Melodieen doch so spielen müsse, wie sie in der Gemeinde üblich seien. Das erstere wurde durch die seitens des Konsistoriums dem Universitäts-Musikdirektor Stange in Kiel übertragene Herausgabe eines neuen schleswig-holsteinischen Choralbuchs überflüssig. — Die letzte eigene Komposition ist der am 11. Juni 1879, dem Tage der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares, entstandene Choral*) „Vater, kröne du mit Segen", der von Bruder Martin als Schlußhymnus in sein Phantasie-Bild „Ba-Silo" aufgenommen wurde.

Auch eine Abhandlung über die „Pflege der Tonkunst und ihren Einfluß auf die Erziehung" schrieb der Vater. Wie sehr ihn das Streben nach der Erkenntnis der reinen christlichen Lehre beschäftigte, dafür spricht eine Zusammenstellung aller Aussprüche Jesu nach den vier Evangelien, die er in dieser Zeit beendete. Durch sie wurde mein Bruder später zur

*) An neuen, noch unbekannten, Chorälen enthält das Allgem. Choralbuch: 1) „Mein Gott, nun ist es wieder Morgen" von J. F. A. Knorr, Pastor in Nordhausen, 1840; 2) „Gott ist mein Heil, mein' Hülf' und Trost" von Aug. Flitner, Organist zu Nordhausen, 1880; 3) den oben genannten Choral von meinem Vater; 4) „Mein Herz ist froh, mein Geist ist frei" von Bruder Martin, 1881.

Abfassung seiner Schrift über „die sittlichen Grundsätze des Urchristentums“ bestimmt.

Bei diesen geistigen Beschäftigungen unterließ es mein Vater auch im hohen Alter nicht, auf seine Umgebung die zarteste Rücksicht zu nehmen. Er liebte es, nach Tische eine Pfeife zu rauchen. Um nun andern durch den Rauch nicht lästig zu werden, hatte er sich dazu ein besonders Zimmerchen, sein Rauchcoupé, wie wir es nannten, eingerichtet, das Mansardenstübchen, dessen Fenster eine herrliche Aussicht über liebliches Gelände, bis hin zu den fernen Türmen von Lübeck, bot. Dort stand er oft und schaute in die reizenden Anlagen des Solbades hinab, während dicht neben ihm, in dem Dachkasten, die Stare musicierten und ihr munteres Wesen trieben. Wenn ich des Abends allein in Gesellschaft, z. B. in den Nähverein, gegangen war, konnte ich sicher sein, beim Heimwege meinen guten Vater, trotz Wind und Wetter, an der dunkelsten Stelle der Allee, die von der Stadt zu unserm Hause führte, oft auch schon früher in den Straßen, durch die ich kommen mußte, auf mich wartend, zu treffen. Als ich einmal 9 Wochen lang in Arnstadt das Solbad gebraucht hatte, fand ich bei der Rückkehr auf einem Beet im Garten meinen Namen, den mein Vater mit Kressensamen gesäet hatte, und über der Thür ein schön geschriebenes und bekränztes „Willkommen“.

Bruder Martin wandte sich bei seinen Studien zunächst der plattdeutschen Sprache zu. In vier „Programmen“ (Jahresberichten) seiner Schule, 1878—1881 veröffentlichte er „Plattdeutsche Urkunden des städtischen Archivs zu Oldesloe“ (eine Sammlung, welche später, 1889 und 1890, von seinem Amtsnachfolger, Dr. Friedrich Bangert, fortgesetzt wurde). Daneben beschäftigte er sich jedoch immer mit orientalistischen Studien. So entstanden seine „Kinnor-Lieder, alt-ebräische Dichtungen in metrischer Uebertragung“, 1879. Im Januar 1884 wurde ein Werk vollendet, an dem mein Bruder länger als ¹/₄ Jahrhundert gearbeitet hatte, nämlich seine ausführliche „Grammatik der biblisch-aramäischen Sprache“.

Er schreibt darüber, wie folgt:

„Das Buch ist, in seinen ersten Grundzügen, schon im Jahre 1856 entstanden, als ich noch in Halle unter E. Rödiger und F. A. Arnold den Studien oblag. Schon damals störte mich die Vermengung der Dialekte, die in den aramäischen Grammatiken herrschte. Inzwischen erschien S. D. Luzzatto's verdienstliches Buch (Elementi Grammaticali del Caldeo Biblico, Padua 1865; deutsch von M. S. Krüger, Breslau 1873). Doch die Wissenschaft steht nicht still; immer tauchen neue Forschungen, neue Gesichtspunkte auf. Vor allem war es das Erscheinen von S. Baer's kritischer Textausgabe der Bücher Ezra-Nehemia und Daniel (Leipzig 1882), das mich bewog, mein Werk wieder in die Hand zu nehmen, besonders da Th. N(öldeke) bei Besprechung der genannten Ausgabe (Lit. Centralbl. 1882, Nr. 34) schrieb:

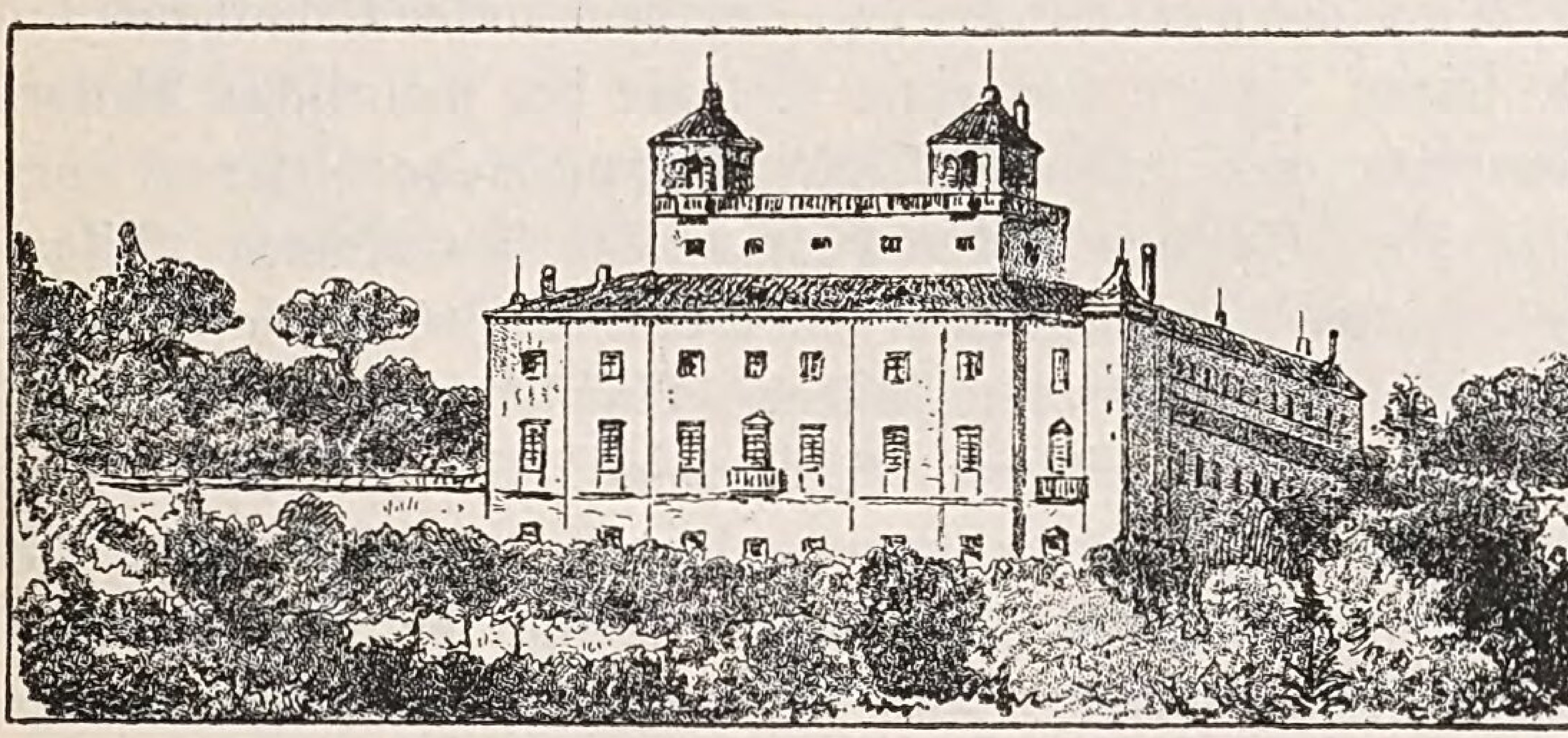
„„Eine genaue Darstellung aller grammatischen Formen, welche in den aramäischen Stücken des A. T. vorkommen, auf Grund des hier vorliegenden Textes, wäre auch nach der trefflichen kleinen Schrift Luzzatto's recht verdienstlich.""

Schon war ich dabei, mich nach einem Drucker und einem (Kommissions-)Verleger umzusehen, als ich von dem Erscheinen der biblisch-aramäischen Grammatik von Emil Kautzsch (Leipzig 1884) Kunde erhielt. Das Buch weicht von dem meinigen in verschiedenen Punkten ab. Immerhin wird es jedoch, bei seiner Ausführlichkeit und Verläßlichkeit, auf lange Zeit dem Bedürfnis genügen. Ich zog also mein Werk zurück und veröffentlichte nur dann und wann Untersuchungen über einzelne Punkte daraus, welche E. Kautzsch nicht berührt hatte. So entstand 1884 (Programm von Oldesloe) die geographisch-linguistische Untersuchung über Dalmanutha, Marc. 8, 10, vergl. Matth. 15, 39*), ferner 1885 der Aufsatz: „Ist Ezra 4, 13

*) Ich halte das Wort nicht für einen Namen, sondern für einen irrtümlich in den griechischen Text geratenen aramäischen Ausdruck. Der Ort hieß nicht Dalmanutha, sondern, wie bei Matth., Magadan, Magedan (nach Eusebius und Hieronymus), Magdala oder Magdalan (wie Ulfilas auch wirklich Marc. 8, 10 schreibt).

APTM oder APTS zu lesen" (Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft, Bd. 39, S. 47)*), endlich 1886 die Schrift „Zur Formenlehre des semitischen Verbs" (Wien, C. Konegen)".

Durch den Wechsel von aufreibenden Amtsgeschäften und wissenschaftlichen Untersuchungen war meines Bruders Gesundheit zum Wanken gekommen. Gönnte er sich doch fast nur noch des Abends Zeit zu einem Spaziergange, den wir gemeinschaftlich, auch beim schlechtesten Wetter, zur Verwunderung unserer Bekannten, in den Straßen der Stadt abmachten. Dafür suchte er während der Sommerferien Erfrischung und körperliche Erholung auf weiten Reisen. Schon 1875 war er in London und Paris gewesen, 1877 durchwanderte er Italien von Verona, Genua und Venedig bis nach Rom, Neapel und Pompeji. Im Sommer 1878 war er in Paris, Lyon und



Französische Akademie (Villa Medici) am Monte Pincio in Rom, 1877.**)

Genf, 1879 in Mailand und am Comer See, 1882 wieder in Paris. In den dazwischen liegenden Jahren waren wir zusammen bald in Frankfurt a. M. und am Rhein, bald in Arnstadt und dem Thüringer Walde, bald am Harz.

Die gesuchte Erholung fand mein Bruder doch nur teil-

---

*) Nach meiner Ansicht sind beide Schreibungen falsch. Es wird APTN, statt des gewöhnlicheren APDN, zu lesen und durch das altpersische apadâna, d. i. Schatzhaus, zu erklären sein („und das Schatzhaus des Königs [MLKA statt des fehlerhaften MLKIM] wird es beschädigen").

**) Eigene Skizze, aufgenommen von der Loggia eines Hauses in der Via dei Condotti.

weise, da aus den Ferienausflügen meist Studienreisen wurden. An den großen Museen und Bibliotheken konnte er nicht vorüber gehen, ohne sie zu besichtigen. Und da fand sich so manches, was ihn wieder zu neuen Studien anregte. Eine Frucht seines Aufenthalts in Paris war die Abhandlung „Chaldäische Bildwerke im Museum des Louvre“ (Programm von Oldesloe, 1883)*), ferner die dramatische Dichtung (Operntext) „Nitokris“, während aus seinen italienischen Studien „Die Sirene“ hervorging (beide 1886 in Darmstadt gedruckt).

---

31. Pilgerruhe.

Der mährische Berg, auf dem unser Schulhaus lag, hatte seinen Namen von einer Kolonie der mährischen Brüder, die vordem hier bestand. Das Hauptgebäude dieser Kolonie bildete ein „Gasthus“ oder Hospiz, das den Namen „Pilgerruhe“ führte. Durchziehende und kranke Brüder fanden hier freundliche Aufnahme und Pflege. Auf der jenseit der Hamburger Heerstraße gelegenen Höhe befand sich der Kirchhof der Kolonie, wahrscheinlich nebst einer Kapelle. In späteren Zeiten war die Pilgerruhe das Wohnhaus der königl. dänischen Salinenbeamten. Hier nahmen auch die königlichen Prinzessinnen ihre Wohnung, wenn sie das Solbad Oldesloe besuchten. Nach dem Eingehen der Saline wurde das Haus als Kaserne benutzt, später als Schulhaus und als Wohnung für ärmere Familien. Endlich, Ostern 1878, wurde es, nochmals gründlich umgebaut, für die höhere Schule bestimmt und uns zur Wohnung angewiesen.

---

*) Am meisten Interesse für ihn hatten zwei sitzende, lebensgroße Statuen, deren jede eine Tafel mit Griffel und Maßstab auf den Knieen trägt. Der letztere ist genau 27 cm lang und stellt wohl eine halbe babylonische Elle vor. Auf der einen Tafel befindet sich ferner der sehr interessante Grundriß einer babylonischen Festung aus einer etwa 1½ Jahrtausende vor unserer Aera liegenden Zeit.

Der Gedanke an die „Pilgerruhe" regte meinen Vater mächtig an. Bekanntlich war zum Schutze eines solchen Hospizes, welches norddeutsche Handelsherren zur Aufnahme von Pilgern in Jerusalem gestiftet hatten, der deutsche Ritterorden gegründet worden. Hiervon ausgehend, faßte mein Vater den Plan, eine Vereinigung zu stande zu bringen, welche es sich zur Aufgabe machen sollte, überall in deutschen Landen Hospize zur „Pilgerruhe" zu errichten, in denen mittellose, und besonders auf der Reise erkrankte, Wanderer freundliche Aufnahme und Pflege, sowie Unterstützung mit Rat und That, fänden. Außerdem sollte dieser neue deutsche Orden jedoch nicht bloß bei seinen Pfleglingen, sondern in allen Schichten der Bevölkerung altchristliches Wesen (nicht die moderne Frömmelei, den Deckmantel der Selbstsucht), sowie landsmannschaftliche Gesinnung und Liebe zu Kaiser und Reich, zu erwecken und zu fördern suchen.
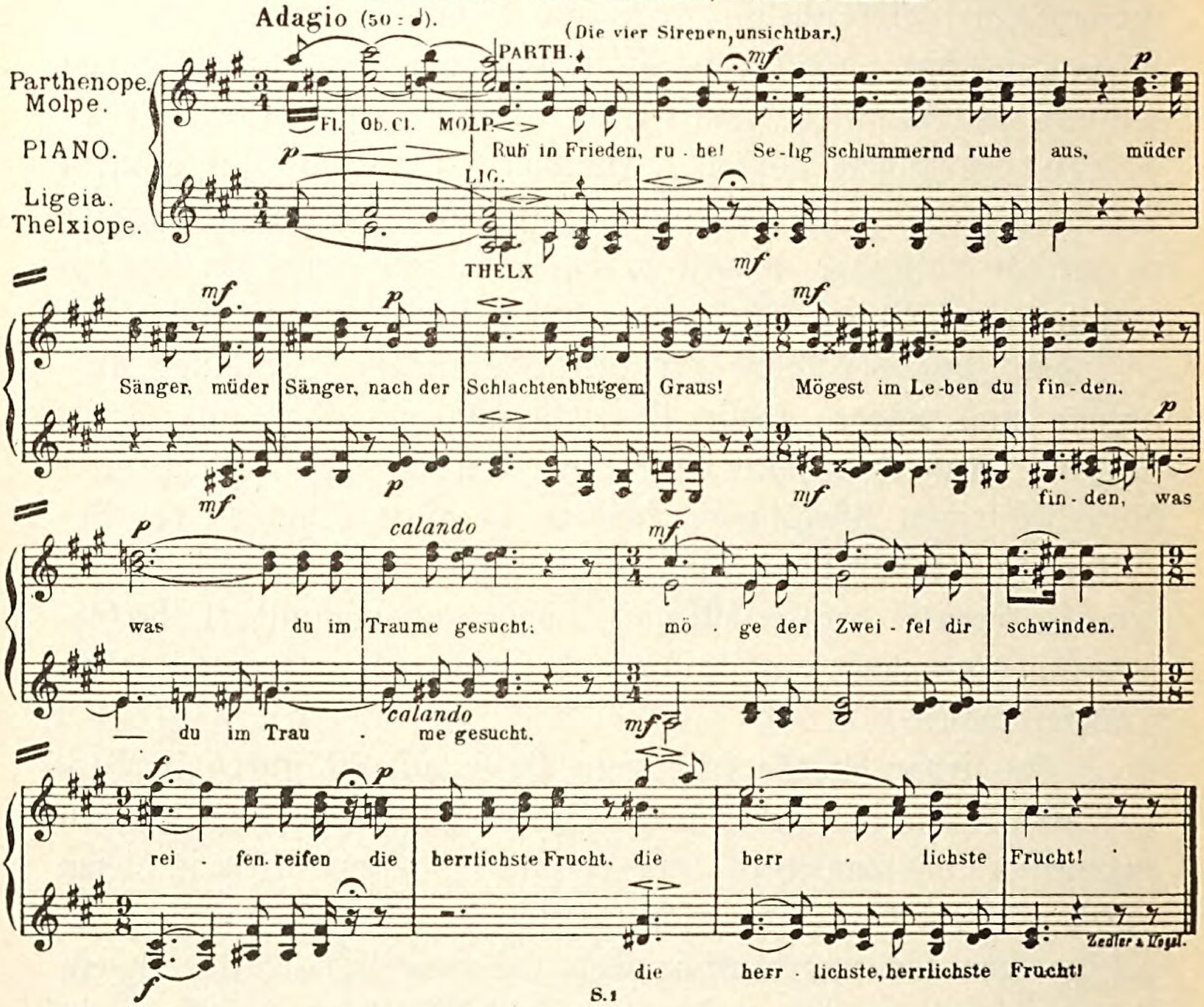
Zu diesem Zwecke trat mein Vater mit Männern in Bremen und Kassel in Verbindung. Statuten und Prospekte wurden entworfen und von Kassel aus versandt. Aber mitten in diesen auf das Wohl der Mitmenschen gerichteten Bestrebungen*) überraschte ihn der unerbittliche Tod. Schon 1881 hatte ihn ein Magenleiden gequält. Im Herbst 1882 kehrte dasselbe in verstärktem Grade zurück. Den schlimmen Winter überstand er noch, lebhaften Geistes, wenn auch mit geschwächtem Körper. Aber am 18. Mai 1883, als die Sonne endlich wärmer zu scheinen begann, schlossen sich seine Augen für immer**). Seine letzten Worte waren: „Ich bin müde, sehr müde." Seinen Grabgesang hat er in einem schönen Frauen-Quartett (Ludwig der Römer, Akt 2, Sc. 6; jetzt, als Schlummerlied, mit anderm Text, Sirene, Nr. 12a, niedergelegt:

---

*) Wie wenig Ehre er selbst bei diesem Unternehmen suchte, geht daraus hervor, daß er seinen Namen nicht genannt wissen, sondern wieder (vergl. S. 112) anonym bleiben wollte.

**) Zwei berühmte Opernkomponisten, Friedrich v. Flotow und Richard Wagner, beide jünger als er, waren ihm in demselben Jahre bereits in den Tod voran gegangen.

№ 12 a. SCHLUMMERLIED, a CAPPELLA.



Fließet, Thränen!
Erdenwallen ist erfüllt.
Himmels Sehnen,
Selig Hoffen, ist gestillt.
Zähren der Trauer, der Wonne,
Sendet der liebende Blick
Hin, wo die ewige Sonne
Strahlet zum seligsten Glück.

Was er vom Leben gehofft, hat er in dem Liede ausgesprochen, das er seinem Domenico Fontana in den Mund legt (jetzt Nitokris, Nr. 1 d und 17 b):

Künstlers Erdenwallen —
Ach, wie ist's oft schmerzerfüllt!
Oft verkannt, versäumt von allen,
Karg nur ihm die Welt vergilt. —

Doch sein treues, stilles Walten
Findet Anerkennung oft.
Hat er redlich ausgehalten,
Wenn auch spät, doch unverhofft.

Künstlers Erdenwallen —
Ach, wie ist's oft kummervoll,
Ist der Armut Los gefallen
Dem, der darbend schaffen soll! —
Doch was sind der Erde Güter?
Auf, es winkt ein schöner Ziel!
Reich belohnt sieht er sich wieder,
Hat er auch der Mühen viel.

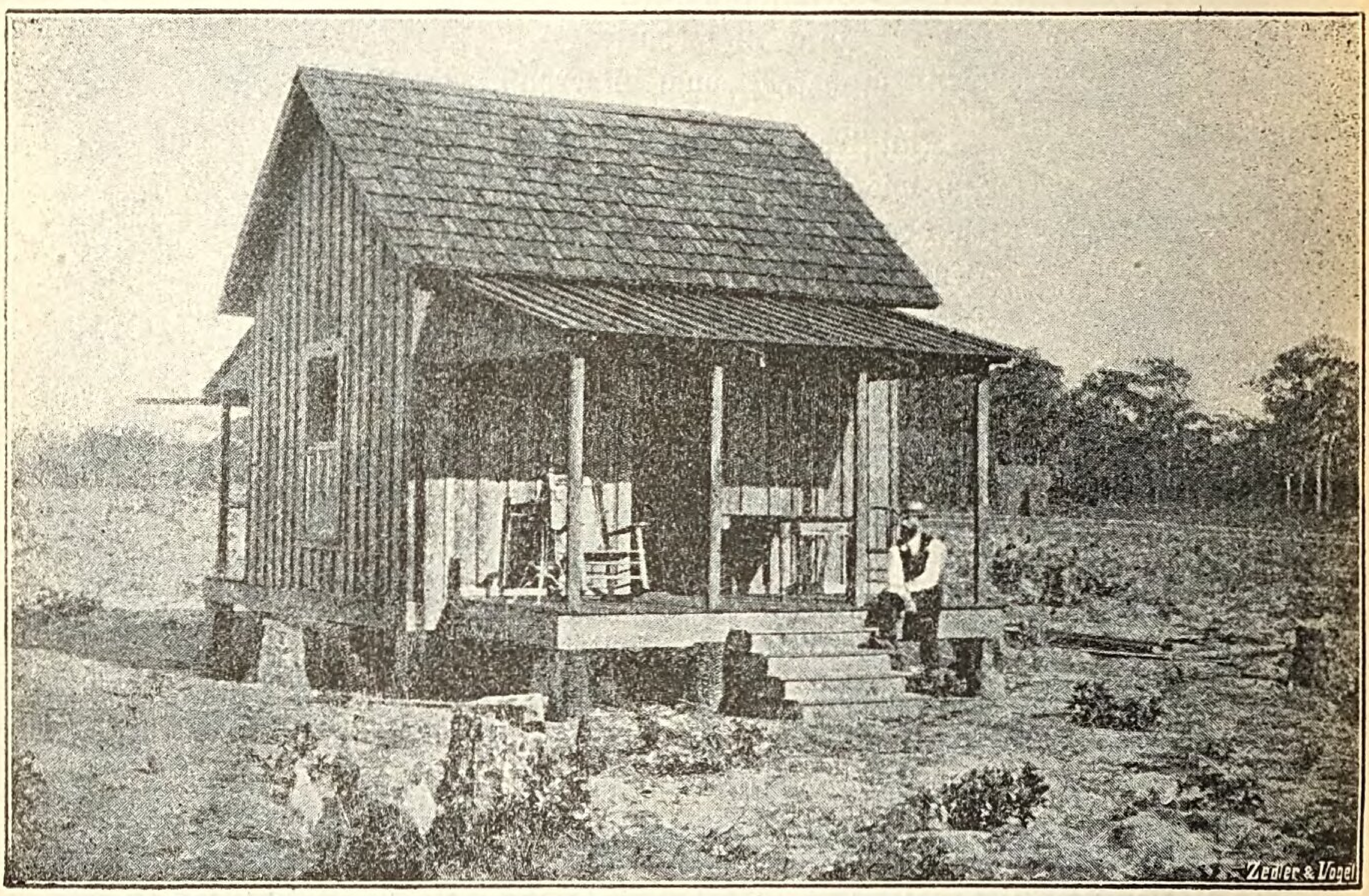
Künstlers Erdenwallen —
Ach, wie ist's oft gramerfüllt!
Zweifelnd, dem Geschick verfallen,
Hallt sein Tritt, die Zähre quillt. —
Doch, wenn alle Stützen wanken,
Auch der letzte Anker bricht,
Dort wird's hell, es fall'n die Schranken.
Hoffe, Herz, verzage nicht!

Unsere gute Mutter überlebte den Vater nicht lange. Sie war zwar nicht eigentlich krank, aber ihr Körper wurde, ebenfalls bei völliger Klarheit des Geistes, immer schwächer. Am 20. October 1884 entschlummerte sie sanft (vergl. S. 7). In der „Pilgerruhe" gingen beide Eltern zur ewigen Ruhe ein.*) Vorher hatte die Mutter noch die Freude gehabt, Schwester Minna mit ihren beiden Kindern bei sich zu sehen. Leider war diese Freude eine nicht ganz ungetrübte.

Unser Schwager, Franz Meyer, war nämlich von Waltershausen in Thüringen, wo er zuletzt wohnte, im September 1883 nach Amerika ausgewandert, um sich in dem neuangelegten Oertchen Candler im mittleren Florida (Marion County, 29° nördl. Br.) eine Heimstätte zu gründen. Er hatte dort ein hölzernes Wohnhaus gebaut und eine Orangenpflan-

*) Um ein sicheres Wiedererkennen der sterblichen Reste unserer geliebten Eltern zu ermöglichen, legten wir in beide Särge Flaschen mit den photographischen Bildern und den Namen der Verstorbenen.

zung angelegt. Schwester Minna folgte ihm mit den Kindern*)



Farmerhaus in Candler, 1884).**

dahin am 10. September 1884, nachdem sie 7 Wochen bei uns in Oldesloe zugebracht hatte. Bei diesem letzten Zusammensein wiederholten sich oft Scenen, wie wir sie in unserer goldenen Jugendzeit erlebt hatten. Gewöhnlich nach Tische mußte „Onkel Martin", der eigentlich die Mittagspause zur Erholung nötig gehabt hätte, den Kindern etwas erzählen. Sie rückten dann immer näher an ihn heran, zuletzt saß Alfred auf der Sofalehne, halb auf seiner Schulter, und Elly drängte sich auf der andern Seite in Onkel Martins Arm, um ja kein Wort von den schönen Geschichten aus Homer und aus 1001 Nacht zu verlieren. Mutterchen saß, in süßen Halbschlummer versunken, in ihrem Lehnstuhl, und wir andern vergaßen gewöhnlich beim

*) Am 20. Juni 1887 wurde in Candler noch eine Tochter, Ruth, geboren (vergl. S. 21 und 121).

**) Davor sitzend Franz Meyer.

Zuhören das Abräumen des Eßtisches. Auch Bruder Julius, der wegen Kränklichkeit sein Uhren-Geschäft in Nordhausen aufgegeben hatte und zu uns gezogen war, ließ sich diese Erzählungen gern gefallen.

Alfred, kaum 6 Jahre alt, prägte sich dieselben so gut ein, daß er sie noch in Bremen und auf dem Schiffe den Mitreisenden, die sich mit ihm beschäftigten, meist wortgetreu, wiedergeben konnte.



Urwald-Niederung (hammock) bei Candler, 1885*).

Durch die beiden Todesfälle und die Abreise der Schwester war Martins bereits angegriffenes Nervensystem so erschüttert,

*) Alfred und Elisabeth Meyer (S. 21), auf einem umgestürzten Baumstamme sitzend. Im Hintergrunde ein See, Smith's Lake.

daß er glaubte, sein Amt nicht mehr gut verwalten zu können. Um nicht vielleicht Jahr für Jahr sich beurlauben und als kranker Mann betrachten lassen zu müssen, bat er um seine Pensionierung, die ihm auch von der Stadt in gefälliger Weise gewährt wurde. Da wir in der Nähe von Bruder Karl zu leben wünschten, wählten wir im Juni 1885 Darmstadt zu unserm Wohnorte. Karl's Gesundheit war jedoch auch keine feste mehr. Durch wiederholte Erkältungen (S. 99) hatte er sich einen Lungenkatarrh zugezogen, der ihn bewog, sich Ostern 1889 in den Ruhestand versetzen zu lassen. Beim Abschiede hoch geehrt*), auch durch Verleihung des roten Adlerordens nach nur 28 Dienstjahren, zog er zunächst nach Jugenheim an der Bergstraße, ein Jahr später aber gleichfalls nach Darmstadt. So war denn der Rest unserer Familie, mit Ausnahme von Schwester Minna, wieder vereinigt, leider nur auf kurze Zeit. Schon im September 1891 siedelte Karl, um dem nordischen Winter aus dem Wege zu gehen, nach Alassio am Golf von Genua über. Er hoffte, unter der warmen Sonne Italiens, in der reizend gelegenen Villa Vignetta, Genesung für seine kranke Brust zu finden. Die Folgen einer schon überstandenen Influenza brachten ihm jedoch am 29. Februar 1892 unvermutet den Tod. — In der letzten Zeit, als er zu schwach war, um selbst Klavier spielen zu können, ließ er sich von Emma, seiner Gattin und treuen Pflegerin, immer noch gern seinen Lieblingschoral „Wer nur den lieben Gott läßt walten" vorspielen. Er pflegte dazu das schöne Gellert'sche Lied „Nach einer Prüfung kurzer Tage"

---

*) Sein Amt war ihm alles. Obwohl er musikalisch hoch begabt war, gleich sicher auf der Violine und Viole, wie am Klavier und auf der Orgelbank, hat er doch nur in der Jugend versucht, eigene musikalische Gedanken (einige Lieder für Männerchor) zu Papier zu bringen. Seine litterarischen Arbeiten beschränkten sich auf Programmabhandlungen (Ueber einen besonderen Fall des Rotations-Problems, Elbing, 1863; Einrichtung und Gebrauch der Aneroid-Barometer, Harburg, 1874; Beiträge zum Unterrichte in der analytischen Geometrie, Harburg, 1877), sowie Recensionen und Abhandlungen in Zeitschriften. Ursprünglich ein Verächter alles Prunkes und materiellen Genusses, von höchster Einfachheit in Lebensweise und Kleidung („der Mann macht's, nicht der Rock" war sein Grundsatz), glaubte er, im Interesse seines Amtes sich sogar den Zwang größerer Lebensbedürfnisse auflegen zu müssen.

in Gedanken zu singen. Nun ruht er, fern der Heimat, auf dem englischen Friedhofe der kleinen italienischen Stadt. Die Wellen des schönen ligurischen Meeres singen ihm, leise rauschend, sein Schlummerlied. —

Kurz vorher hatte uns schon ein anderer schwerer Verlust getroffen. Unser einziger Neffe, der Sohn unserer Schwester, Alfred Meyer, erlag am 22. October 1891, in seinem 14. Lebensjahre, einem bösartigen Fieber. Er war die Stütze der



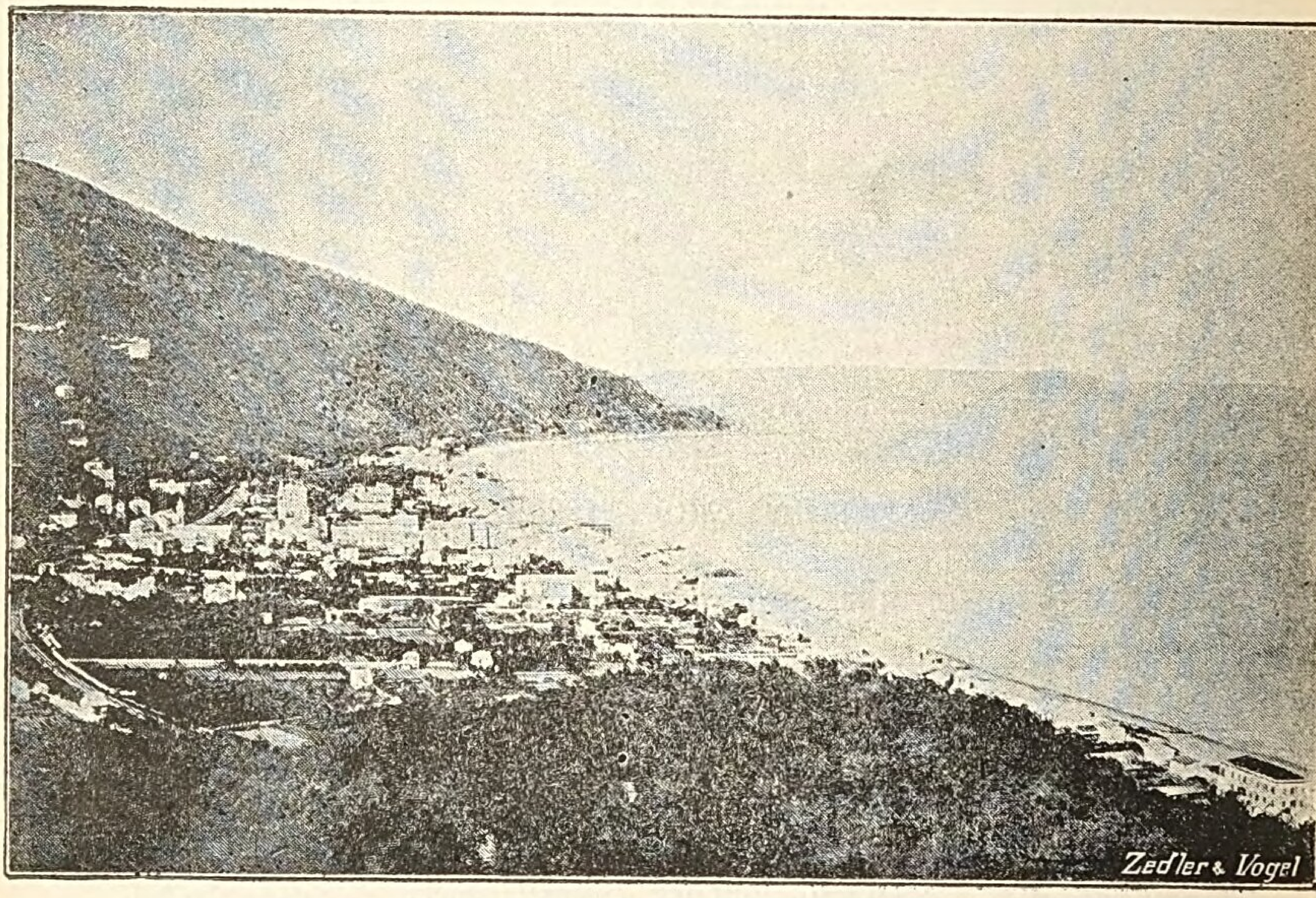
Alfred Meyer, 1890.

Familie und weit über ihren Wohnort hinaus wegen seiner vielen guten Eigenschaften so beliebt, daß sogar eine in der nahen Stadt Ocala erscheinende Zeitung, Marion Free Press, sich veranlaßt sah, in der Nummer vom 29. October 1891 einen längeren Artikel über seinen Tod zu bringen.

Sterbend sank die Blume nieder,
Die dem Licht sich kaum erschloß,
Und bald ruhn die starren Glieder
In des Grabes kühlem Schoß.

Eitel sind der Erde Leiden,
Eitel ist des Lebens Glück;
Doch der Hoffnung stille Freuden
Hellen den umflorten Blick.

So hatte Bruder Martin kurz zuvor, bei Fertigstellung von des Vaters Kantate „Talitha Kumi" (§ 34), geschrieben. Ueberhaupt erinnerte ihn in dieser Trauerzeit manches an Cicero's Schrift de divinatione. Wir wußten wohl, daß Bruder Karl leidend war, dachten aber nicht daran, daß er so bald sterben würde, da der Grippe-Anfall glücklich vorüber gegangen war. Da träumte Martin, unser Bruder käme, in feiner schwarzer Kleidung, uns zu besuchen. Er wollte jedoch nicht in das Familienzimmer eintreten, auch nicht Platz nehmen, da er noch weiter gehen müsse. — Am andern Tage kam der Brief, der uns seinen Tod meldete.



Alassio (Riviera di Ponente), 1892.*)

*) Im Vordergrunde ein Hotel (Mediterraneo), rechts, im Meere, die Insel Gallinara, links, an den Bergen, das Dorf Solva (in der Richtung dahin liegt die, auf dem Bilde nicht sichtbare, Villa Vignetta), im Hintergrunde ein Tunnel der nach Genua führenden Bahn.

D. Rückblick.

32. Wissenschaftliche Bestrebungen.

Zunächst hatte Bruder Martin noch Kraft genug, sich täglich, wenn auch nur kurze Zeit, mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. Er brachte seine Schrift „Zur Formenlehre des semitischen Verbs“ zum Abschluß und ließ sie 1886 in Wien erscheinen (vergl. S. 127). Doch ich lasse ihn über seine Arbeiten selbst sprechen:

„Die Entwickelung des Judentums und dann der christlichen Kirchen hatte es mit sich gebracht, daß die ehrwürdigen Reste der ebräischen Litteratur, wie sie im Alten Testamente vorliegen, aus dem Niveau aller anderen Litteraturen heraustraten und mit göttlichem Nimbus umgeben wurden. Mit ihnen hob sich auch die israelitische Sage und die ebräische Sprache aus der Reihe der übrigen heraus. Andererseits wurden jedoch die Nachkommen der Träger jener Litteratur von den christlichen Autoritäten feindselig behandelt und in späterer Zeit auch von denjenigen Elementen, die für sich das Prädikat „freisinnig“ in Anspruch nahmen, nach altrömischem Vorbilde (Horat. Sat. I, 5, 100. 9, 70) lächerlich gemacht. Diese Lächerlichkeit übertrug sich auch auf die Schriften und die Sprache der Juden, und es ergab sich nun der unhaltbare Zustand, daß dieselben Dinge, welche die Vertreter der positiven Richtung in den Himmel hoben, von Freigeistern für kindisch erklärt und mit Spott überhäuft wurden, obwohl sie doch einen Byron, der gewiß nicht zu den Strenggläubigen gehörte, noch begeistern konnten. Beide Parteien verstanden es nicht, die ewigen Schätze zu heben, die das Alte Testament birgt, nicht in seinen Dogmen und der endlosen Reihe der Gesetzesvorschriften, sondern, neben den Weisheitssprüchen, in seiner herrlichen Poesie und Sage. Die theologische Wissenschaft, natürlich mit den rühmlichsten Ausnahmen, verhielt

sich indifferent hiergegen. Sie schleppte nach wie vor schätzbares Material herbei, ohne den Wert der Körner zu untersuchen, die sie im Sande fand, und ohne zu höheren Gesichtspunkten zu gelangen. Wer das wollte, wurde als Neologe bekämpft, als Dilettant*) verhöhnt, oder, wenn möglich, tot geschwiegen.

Die Hauptarbeit meines Lebens ging nun dahin, mitzuwirken bei den Bestrebungen zur Richtigstellung des Wertes der semitischen, und besonders der ebräischen, Geistesthaten.**) In meiner „Geschichte der altebräischen Litteratur" suchte ich zunächst die letztere, ohne Rücksicht auf Dogmatik und Heilsgeschichte, dem gebildeten Publikum näher zu bringen. „Indogermanisch, Semitisch und Hamitisch" sollte dann den Sprachen der Semiten, die, wegen der scheinbaren „Dreibuchstabigkeit" ihrer Verbalstämme, von anerkannten Gelehrten für gänzlich isoliert erklärt wurden, ihren richtigen Platz in der Reihe der nächstliegenden Sprachgruppen anweisen. In der Abhandlung „Moses und die Zehnwort-Gesetze des Pentateuchs" suchte ich die allmähliche Entstehung des Dekalogs nachzuweisen, dessen ältestes Gesetz nur, dasjenige der Sabbath-Ruhe, wohl in die Zeiten der levitischen Wanderung zurückreicht und Moses, dem (mythischen) Stammheros der Leviten, zugeschrieben werden kann, während die ganze Sammlung, wie sie Exod. 20 vorliegt, wohl erst im 8. Jahrhundert vor Chr. ihren Abschluß fand. Das „Handbuch der ebräischen Mythologie" sollte die altehrwürdigen Sagen der Ebräer, wie sie besonders in den Büchern der Richter und der Genesis, mit historischen Elementen gemischt auch in Exodus, Numeri und 1. Samuel, enthalten sind, systematisch ordnen und mit den entsprechenden Sagen anderer Völker vergleichen, wobei sich ergab, daß schwer verständliche griechische

---

*) Neue Wissenszweige werden immer von Dilettanten entdeckt, d. h. von Leuten, deren Lebensberuf ursprünglich auf einem anderen, zuweilen verwandten, oft aber auch ganz fremden, Gebiete lag. Erst beim weiteren Ausbau neuer Wissenschaften oder Künste bilden sich Schulen, Zünfte, Cliquen.

**) Ermuntert wurde ich zu diesen Studien besonders durch die freundliche Beachtung, die sie gleich anfänglich einerseits bei dem Ethnologen Friedrich von Hellwald, andrerseits bei dem Sprach- und Mythenforscher Angelo de Gubernatis fanden.

oder germanische Sagen zuweilen erst durch die ebräischen unerwartetes Licht erhielten. In den „Kinnor-Liedern“ wollte ich den gebildeten Kreisen eine mit wissenschaftlichen Anmerkungen ausgestattete Sammlung der schönsten ebräischen Dichtungen bieten. Endlich versuchte ich in der Schrift „Zur Formenlehre des semitischen Verbs“, welche die Resultate eines mehr als 30jährigen Studiums zusammenfaßt, der Abfassung einer vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen, unter Berücksichtigung verwandter Erscheinungen in anderen Sprachgruppen (die zuweilen gleichfalls aus den semitischen Bildungen erst Licht erhalten), die Wege zu ebnen.“

Ueber die Aufnahme, die meines Bruders Schriften (vergl. S. 118) im allgemeinen bei der Kritik, mit sehr dankenswerten Ausnahmen, fanden, äußert er sich in dem folgenden Sonett:

Entsagung.

„O, fänd' ich Ruhe doch vor jenen Knechten
Des Neides, die der Vorzeit ew'ge Worte
Mit Eifer hüten und die enge Pforte
Verteid'gen, die zur Wahrheit führt, der echten.

Wenn auch mit stumpfen Schwertern jetzt sie fechten:
Den Sünder treibt ihr Fluch von Ort zu Orte,
Der freventlich genaht dem heil'gen Horte.“ —
So seufzt' ich oft in stillen Mitternächten.

Umsonst, denn eher wird von niedern Wiesen
Der mächt'ge Strom zum Berge rückwärts fließen,
Als daß der schlimmen Neigung sie entsagen.

Drum, Seele, willst ihr Thun du nicht mehr tragen:
Verzicht' auf dein bescheiden Ziel und Streben,
Und wage noch einmal den Kampf um's Leben.

Fast überall günstig beurteilt, teilweise sogar mit Lob überhäuft, wurden seine Kinnor-Lieder. Das schreibt er jedoch weniger dem Werte des Buches zu, als vielmehr der Autorität des geachteten Verlegers, Ernst Günther (Karl Alberts) in Leipzig.

Mein Bruder wandte sich nun, so weit es seine schwache Gesundheit gestattete, mehr der Kunst zu. Schon 1883 war

sein Kinder-Kreuzzug (Text von Adolf Prowe, vergl. S. 103), vielfach verändert,*) im Druck erschienen (bei H. Litolff in Braunschweig) und 1884, noch bei Lebzeiten unsrer Mutter, in dieser neuen Gestalt im großen Saale des Kurhauses zu Oldesloe aufgeführt worden. In Darmstadt unternahm es Bruder Martin zunächst, die Opern unseres guten Vaters für den Druck vorzubereiten. Schon 1886 erschienen seine Dichtungen „Nitokris, der Zauberflöte zweiter Teil", Oper in 3 Akten (vergl. S. 37, 95 u. 128), „die Harfenritter", Oper in 5 Akten, nach des Vaters Intentionen (S. 26 u. 36), und „die Sirene", Oper in 4 Akten (S. 24 u. 128). Im folgenden Jahre wurde des Vaters Text zu der dreiaktigen Oper „der Ahnenring" oder „die Roßtrappe" (S. 113) überarbeitet und ein Vorspiel dazu gedichtet. Gleichzeitig vollendete Martin seine Komposition „der Spaziergang von Fr. v. Schiller, lyrisch erweitert von Adolf Prowe."**) Dieselbe wurde 1888 in Darmstadt zur ersten öffentlichen Aufführung gebracht.

---

*) Handlung: Eine Kinderschar aus Savoyen unternimmt es, durch ihr Gebet Palästina aus der Gewalt der Türken zu befreien. Pilger und Bewaffnete schließen sich der Schar an. Betrügerische Händler führen das Schiff jedoch nicht nach Joppe, sondern nach Alexandria, um die Kinder dort in die Sklaverei zu verkaufen. — Als Textprobe diene die Arie des Sklaven:

Seit zwanzig Jahren trag' ich hier
Die Ketten harter Sklaverei.
O, wann, Erlöser, nahst du mir?
Kein Löwenherz bricht sie entzwei.
Doch hör' ich nicht der Heimat Sang?
Mir ist, als tönt' aus ferner Zeit
Der süßen Muttersprache Klang.
O Traum, so unerreichbar weit!
Fernher vom blauen Meeressaum
Klingt frommer Christen Harmonie!
O Gott, es ist kein leerer Traum;
Mit diesen Augen seh' ich sie!
Sie ziehen nah und näher schon,
Ins Elend aus des Glückes Schoß.
O, warnt euch nicht mein Jammerton,
Nicht meiner Knechtschaft trübes Los?

**) Lyrische Einschaltungen: Eichbaum und Epheu (Cavatine); Gesang

33. Dramatische Dichtungen.

Inzwischen wurden die Klavierauszüge der vier Opern gestochen und gedruckt. Die Handlung in denselben ist nun die folgende:

1) Nitokris. Ort: Saïs. Zeit: Im 7. Jahrh. v. Chr. Im Gebiete von Saïs regiert nach dem Tode des letzten Königs nominell dessen Witwe Nitokris (die Königin der Nacht), in Wirklichkeit jedoch der Oberpriester des Ammon, Petamon (Sarastro), den sie haßt und deshalb nie persönlich kennen gelernt hat. Der Königin Tochter, Tapera (Pamina), ist durch ihn an einen griechischen Königssohn, Alektor (Tamino), den Oberfeldherrn des Heeres von Saïs, verheiratet worden. Während der letztere auf einem Kriegszuge auswärts weilt, wird ihm ein Sohn geboren, den Petamon zum künftigen König bestimmt. Nitokris läßt durch einen vertrauten Diener, den Schwarzen Usertesen (Monostatos), die junge Mutter bitten, ihr das Kind zu zeigen. Der habsüchtige Schwarze raubt jedoch während des Festes der Göttin Neïth (Herodot 2, 62) das Kind, um es zu verbergen. Tapera, in der Annahme, die Königin habe das Kind rauben lassen, eilt mit ihrem inzwischen heimgekehrten Gatten zu Petamon. Alektor schlägt vor, den harten Sinn der Königin durch den Ton einer mit Zauberzeichen beschriebenen und von ihr als Andenken an ihren Gemahl sehr hochgeschätzten Flöte erweichen zu lassen. Petamon erkennt auf den ersten Blick in der Flöte sein Eigentum und in der angeblichen Zauberformel die Anfangszeichen seines eigentlichen Namens Abna, sowie desjenigen seiner jungen Gattin Benemba,

---

des Hirten; Lied der Krieger; Trauergesang; Lied der Auswanderer; Hymnus; Jubellied. — Textprobe:

Trauergesang.

Sie ruhn im ew'gen Frieden,
Die sich gefreut hienieden,
Gekämpft mit Sorg' und Not.
Was hier so heiß gerungen,
Das hält nun kalt umschlungen
Im Schattenreich der Tod.

mit welcher er, ein Königssohn aus Theben, da sie ihm verweigert wurde, heimlich entflohen war. Bei Saïs war sie zum Wasserschöpfen an den Nil gegangen, aber nicht wiedergekehrt. Petamon war nach fruchtlosem Suchen ins Ausland gewandert und erst spät, als Priester, nach Aegypten zurückgekehrt. Benemba war inzwischen beim Baden von den Leuten des Königs überrascht und von diesem als Nitokris zu seiner Gemahlin erhoben worden.*) Sie hatte ihren ersten Gemahl, dessen Tochter Tapera war, nie vergessen. Das Glück der Wiedervereinigten wird erhöht durch die Rettung des Kindes. Dasselbe wird in dem aus seinen Ufern getretenen Nil, in seinem Körbchen an wildem Gesträuche hängend, gefunden. Usertesen war bei der Flucht über den hochgehenden Strom ertrunken. —

Als Textprobe diene die Vision (Nr. 20b):

Aus des Stromes tiefem Schoß,
Aus des Wogengrabes Nacht,
Steigt der schilfumrauschte Gott
Zu des Tages lichter Pracht.

Lilienschlanker Nymphen Schar
Tummelt froh sich in der Flut,
Sicher vor der Sonne Brand,
Vor des Wüstensturmes Glut.

Da gebeut des Gottes Wort:
Laßt, ihr Kinder, ab vom Spiel!
Hebt herauf den Königssohn,
Den ihr wiegt so lind und kühl!

2) Die Sirene. Ort: Neapel. Zeit: 275 v. Chr. Nach der Schlacht von Beneventum kommt Andronikos, ein verwundeter griechischer Offizier, auf der Flucht nach Neapel und sinkt dort vor dem soeben errichteten Standbilde der Sirene Parthenope bewußtlos zusammen. Er wird in das Haus des Prytanen gebracht und von dessen Tochter Hermione gepflegt. Kurz darauf kommt Livius, ein junger römischer Offizier, mit seiner Heeresabteilung nach Neapel und quartiert sich in dem-

*) Die Sage von Rhodopis, der ägyptischen Aschenbrödel, ist hierbei benutzt. Bei beiden führt ein Schuh, eine Sandale, zur Auffindung der Königsbraut. Vergl. Aelian, Var. Hist. 13, 33; Strabo, 17.

selben Hause ein. Hermione hat als Modell zu dem Bilde der Sirene gedient und erscheint nun dem in tiefem Schlafe liegenden Andronikos im Traum als Parthenope, indem sie ihm die Wunder der homerischen Sagenwelt vorführt und zugleich seine Berühmtheit, nicht durch blutige Kriegsthaten, sondern durch Werke des Geistes, prophezeit. Der lebensfrohe Livius hat sich mit Berenike, der jüngeren Tochter des Prytanen, befreundet und hält um ihre Hand an. Der Vater muß ihm jedoch dieselbe vorläufig verweigern, da er mit einem Jugendfreunde in Messana die Heirat zwischen dessen Sohn und einer seiner Töchter verabredet hat. Von diesem Freunde hat er jedoch seit 7 Jahren nichts gehört. Beim Ueberfalle Messanas durch die Mamertiner ist er ums Leben gekommen. Seine Familie hat sich nach Tarent gerettet; Andronikos ist sein Sohn. Bei den zu Ehren der Parthenope, in Anwesenheit des Konsuls Curius, gefeierten Spielen trägt er als erster römischer Dichter eine lateinische Ode vor, wird unter Annahme des Familiennamens Livius*) aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und erhält Hermiones Hand, sodaß nun Berenike für ihren Freund erreichbar wird. — Textprobe:

Dithyrambus (Nr. 8b).

Heil dem größten aller Götter,
Dionysos, unserm Herrn,
Dem beglückt die Völker dienen,
Als des Lebens hellem Stern!

Freude hat er uns gegeben,
Wonne bringt er täglich neu
Und Erlösung von den Leiden,
Von der Sorgen Tyrannei.

Laßt mit Jubelklang
Uns dies Leben lang
Ehren unsern großen Gott,
Bei Gesang und Tanz,
Mit dem Epheukranz,
Gern vergessen alle Not!

---

*) Livius Andronicus, der eine lateinische Uebersetzung der Odyssee

3) Der Ahnenring, ein Märchen. Ort: Teils der Harz, teils die böhmische Königsburg. Zeit: Etwa im 4. Jahrh. nach Chr. Otwin, ein Edler vom Harze, jagt im Bodethale. Da erscheint Holda, die gute Idis des Thales, die Beschützerin seiner Familie, die seiner Ahnmutter bereits einen zauberkräftigen Ring geschenkt hat, und zeigt ihm im wallenden Bodekessel das Bild Gerhilde's, der Tochter des Markomannenkönigs. Dies Bild sieht jedoch auch Biel, der Fürst des Berges. Während Otwin nach Böhmen wandert, um Gerhilde zu gewinnen, beredet der arge Biel den Luftgeist Iring, sich ebenfalls dahin zu begeben und mit Hilfe dienender Geister die Königstochter nach dem Harze zu entführen. Otwin hat Gerhilde's Liebe bald gewonnen, wird jedoch dafür vom Hofe verbannt. Iring, der sich als römischer Edelknabe in der Burg eingeführt und die besondere Zuneigung Gerhilde's gewonnen hat, beredet die letztere, deren Hand wider ihren Willen einem nordischen Königssohne zugesagt ist, mit ihm nach dem Harze zu ihrem geliebten Otwin zu entfliehen. Er bringt sie jedoch in Biel's Zauberschloß auf dem „Hexentanzplatz“, zieht ihr im Betäubungsschlafe den Ahnenring, den ihr Otwin geschenkt hat, vom Finger und schleudert denselben, nachdem er ihn durch einen falschen ersetzt hat, in den Bodekessel. Biel erscheint in Otwin's Gestalt, doch die Pracht des Zauberpalastes ängstigt Gerhilde, da sie weiß, daß ihr Freund nicht reich ist. Sie vermißt auf dem Ringe die wohlbekannten Runenzeichen und schleudert ihn entsetzt von sich. Mit einem Donnerschlage versinkt der Zauberspuk, und sie liegt wieder besinnungslos auf dem Hexentanzplatz. Holda schwebt aus dem Bodethale herauf und steckt ihr den rechten Ring wieder an den Finger. Als sie erwacht, klingt Otwin's Gesang vom jenseitigen (Roßtrappe=) Felsen herüber. Doch zugleich hört sie den Hufschlag der Verfolger hinter sich. Sie ruft Wodan um Hilfe an. Da tritt Holda aus dem Gebüsch und führt ihr das Roß des Gottes zu, auf das sie sich schwingt. Der gewaltige Sprung über den Abgrund, wobei das Roß

verfaßte und um 240 v. Chr. die ersten lateinisch geschriebenen Dramen aufführte, wurde dadurch der Schöpfer der römischen Litteratur.

seinen Huf in den Felsen schlägt, bringt sie zu ihrem Geliebten. — Textprobe:

Gesang der Schretel (Nr. 24).

Kommen aus Wäldern und schaurigen Klüften,
Küchen und Kammern, aus Keller und Stall;
Sausten mit Feuerschweif hoch in den Lüften,
Riefen die andern mit zeterndem Schall:
„Zum Tanzplatz!" So scholl es im Walde,
Durch Felder, in Gärten, im Haus;
Zum „Tanzplatz" auf felsiger Halde!
Fort ging es mit Sturmes-Gesaus.

4) Die Harfenritter. Ort: Im südlichen Odenwalde. Zeit: Um 1330. Der Raubritter Bligger von Steinach (Landschad) ist das Haupt eines Ritterbundes, der auf der Seite Friedrich des Schönen von Oesterreich gegen Kaiser Ludwig den Baier gefochten hat. Sein Wappen ist die Harfe. Sein edler Sohn Ulrich ist, um die schlimmen Thaten seines Vaters zu sühnen und die kaiserliche Acht, die auf ihm ruht, zu lösen, nach Palästina gezogen und hat dort eine glänzende Waffenthat vollbracht. Inzwischen hat Konrad, des Kaisers Burggraf auf Schloß Eberbach, die Ritter des Neckarthales versammelt, um eine Einigung zu stande zu bringen. Auch Rudolf von Harfenburg, das zeitweilige Haupt des Bundes, ist erschienen. Konrad's Absicht wird vereitelt, und der Zwiespalt durch gegenseitige Drohungen nur verschärft. Ein italienischer Graf hat um die Hand von Agnes, der Tochter Konrad's, geworben. Da sie sich nicht zur Heirat mit einem Fremden zwingen lassen, sondern an der Liebe zu ihrem Jugendfreunde Ulrich von Steinach festhalten will, so entflieht sie mit einem Verwandten, Ludwig von Windeck, der sich jedoch auch Hoffnung auf ihre Hand macht, nach dessen Burg bei Weinheim. Mittlerweile ist Ulrich von Palästina zurückgekehrt und, vorläufig unerkannt, auf der Harfenburg am Ulfenbache abgestiegen, wo die Ritter des Bundes versammelt sind. Ludwig und Agnes verirren sich auf der Flucht im Walde und geraten gleichfalls nach der Harfenburg. Ulrich, der seine Freundin sofort erkennt, erbietet sich, sie mit seinen Knappen nach Burg Windeck zu geleiten.

Hier versucht Ludwig, ihn gefangen zu nehmen. Ulrich schlägt sich jedoch durch und entführt Agnes. Inzwischen hat Konrad die Harfenburg mit Heeresmacht erstürmt. Rudolf ist verwundet und entflieht, als Mönch verkleidet, nach Neckar-Steinach. Dorthin kommt auch, als Bauer verkleidet, Ludwig von Windeck, der Konrad's Zorn fürchtet. Zuvor schon ist jedoch auch Ulrich mit Agnes bei seiner väterlichen Burg eingetroffen und hat die Harfenritter, die sich dort versammelten, bewogen, dem Kaiser Treue zu geloben. Endlich langt auch Konrad mit seinen Truppen vor Burg Steinach an, und es kommt zu allgemeiner Versöhnung. — Als Textprobe diene Ulrichs Lied (Nr. 10b):

Nun sei willkommen mir nach langer Reise,
Du grünes Thal, du schöner deutscher Wald!
Ein Kleinod birgst du, das im Lied ich preise,
Dem in der Ferne all mein Sehnen galt.
Durch kühne That im Saracenenlande
Gewann ich endlich mir des Kaisers Huld;
Nun darf ich wieder nah'n dem Neckarstrande
Und sühnen meiner Väter alte Schuld.

So stellen die 4 Opern einen Cyklus dar, der die Hauptmomente der Kulturgeschichte wieder giebt. Nr. 1 steht auf der Grenze zwischen der ägyptischen und der griechischen Kultur. Nr. 2 vergegenwärtigt die Zeit des Ringens zwischen dem sinkenden Griechentum und dem aufstrebenden Rom. Nr. 3 zeigt das Eintreten des Germanentums in die Kulturarbeit. Nr. 4 repräsentiert den Verfall des Rittertums und das Aufleuchten der neuen Zeit. In Bezug auf die Musik lassen sich die 4 Opern charakterisieren, wie folgt: Nr. 1. Ueberwiegen der Melodie bei verhältnismäßig einfacher Harmonisierung und Instrumentation. Nr. 2. Reiche Melodik in klassischer Durcharbeitung (Fuge, Kanon, Imitation, Inversion). Nr. 3. Zurücktreten der Melodie hinter die dramatisch-recitativische Behandlung und, in feierlichen Stellen, das Melodram, bei gewaltiger Instrumentierung. Nr. 4. Höchste dramatische Kraft in Melodie und Harmonie.*)

*) Nr. 1 und 4 sind so eingerichtet, daß sie auch von Liedertafeln, ohne Frauenchor, aufgeführt werden können. Die Texte, besonders 1 und 2, sind mit wissenschaftlichen Anmerkungen versehen.

34. Letzte Arbeiten.

Im Jahre 1890 vollendete mein Bruder sein früher schon begonnenes „Phantasiebild aus Kanaans Heldenzeit, Ba-Silo" (für Deklamation, scenische Darstellung und Gesang; vergl. S. 124), dessen Inhalt folgender ist: Esmunadon, ein phönicischer Baumeister, ist nach Israel, an den Hof des Königs Saul, berufen. Seine Tochter Bathnoam begleitet ihn dahin. Sie ist das blonde Ebenbild ihrer Mutter, einer Germanin, die ihr Vater auf seinen weiten Reisen kennen gelernt hat. Als die Karawane am Ufer des Kison lagert, wird sie von einem Löwen angegriffen. Jäger, die seinen Spuren gefolgt sind, brechen aus dem Dickicht hervor, und ein stattlicher Jüngling, der Königssohn Jonathan, erlegt den Löwen. Nun wird die Reise gemeinsam fortgesetzt, und zwar nach Silo, wo Saul eben Hof hält. Das Kelterfest (Laubhüttenfest der Leviten) wird hier gefeiert, und der König will die Gelegenheit benutzen, durch einen Gottesspruch denjenigen unter seinen Söhnen bestimmen zu lassen, der einst sein Nachfolger werden soll. Seine Tochter Michal hat heimlich einen vertrauten Boten an ihren Freund, den jugendlichen Judäerfürsten David, geschickt und ihn im Namen des Königs zu dem Feste laden lassen. David, der als Feldherr an den Grenzen des Reiches stand, eilt herbei und wird vom Volke jubelnd mit dem Huldigungsrufe „Ba-Silo", der Auserkorene kommt, begrüßt. Des Königs Zorn lodert auf, doch Esmunadon besänftigt ihn, indem er ihm die Zukunft des Davidischen Hauses und die Entstehung des Christentums prophetisch vorführt. Den Schluß bildet eine Verherrlichung der germanischen Frauen, in deren Herzen das Licht aus Bethlehem mit neuem Glanze erstrahlen wird, an dem sich Dichter und Helden begeistern zur Gründung eines einigen Friedensreiches unter einem mächtigen Kaiser. — Textprobe:

Teutonischer Schlachtgesang.

Walvaters Weihe ruh' auf der Wehr
Kampfharter Kerle! Sieg verkünd' ihnen
Der rauhe Ruf des walfrohen Raben,
Der schrille Schrei des schreckbringenden Adlers.

Inzwischen erschienen auch unseres Vaters Liedersammlungen, nämlich „Der fahrende Sänger", 14 Sololieder mit Klavierbegleitung, und „Aus froher Zeit", 24 Chorlieder (12 für Kinder- und Frauenstimmen, 9 für gemischten Chor und 3 für Männerchor; vergl. S. 41, 101 und 117), ferner „Talitha Kumi", Kantate nach Marcus 5,35—42, mit Begleitung der Orgel oder des Streichquartetts (S. 24 und 136), endlich die „Frühlingssymphonie" für kleines Orchester (S. 24), zu welcher Martin 1892 auch den Klavierauszug und das folgende Mailied schrieb:

Mailied.

Nun blüht die Wiese, nun grünt das Feld,
Im Walde regt sich das Leben.
Wie schön, wie herrlich ist doch die Welt,
Wenn die Lüfte lind uns umweben!

Vorbei ist der Winter, ein böser Traum,
Der Lust und Leben ertötet. —
Nun tanzen wir unter dem blühenden Baum,
Die Wangen von Freude gerötet.

Im Frühling 1891 vollendete Martin seine kleine Schrift „Die sittlichen Grundsätze des Urchristentums, nach den Aussprüchen Jesu zusammengestellt" (Coburg, J. F. Albrecht'sche Hofbuchhandlung), wozu ihn unseres Vaters Vorarbeiten (S. 124), sowie die Verhandlungen des 18. Protestantentages, angeregt hatten.*) Schon früher, 1888, hatte er für die Sonntagsbeilage des „Nordhäuser Courier" einige kleine Aufsätze über slavische Sprachreste in der Umgegend von Nordhausen geschrieben. Die Untersuchungen wurden 1891 in den „Familienblättern" der Nordhäuser Zeitung (Nr. 93) fortgesetzt.

Im Sommer 1892 verfaßte er „Das Jahres-Märchen", eine epische Dichtung mit verbindender Instrumentalmusik, in vier Bildern. In ihr versuchte er, die Sagen vom Gold der Zwerge, dem Tode Baldurs, von Iduna's Entführung, der

*) Die mit seinen eigenen Anschauungen und Studien so nahe verwandten Bestrebungen M. von Egidy's (vergl. S. 2) kamen erst später zu seiner Kenntnis.

Brücke, die die Frostriesen bauen, dem Weltuntergange und der Erneuerung in Verbindung zu setzen mit den Märchen von Dornröschen, Schneewittchen, Frau Holle u. s. w., die sich auf den Wechsel der Jahreszeiten beziehen. — Als Textprobe diene das Folgende:

Schön Irmentraut sinkt an des Freundes Leiche
Wehklagend auf den blut'gen Rasen nieder.
Der König richtet die geknickte Blüte
Mit mildem Zuspruch auf und leitet sie
Zur Burg. Die Ritter, unentschlossen, folgen.
Der Platz ist leer. Da huschen aus den Spalten
Der Erde kleine Männer schnell hervor.
Den Toten tragen sie zur Höhle hin,
Mit stummer Trauer in den ernsten Zügen.
Die Rose senkt ihr holdes Köpfchen nieder,
Johanniskraut weint blut'ge Thränen, und
Die Glockenblumen weit und breit begleiten
Mit ihrem Grabgeläut den Trauerzug.

An unseren „Familiengeschichten" endlich, dem vorliegenden Büchlein, haben wir gemeinsam, mit vielen Unterbrechungen, seit dem Herbst 1890 gearbeitet.

Nachdem wir in der angegebenen Weise für die Sicherstellung der hauptsächlichsten Geisteswerke unseres Vaters gesorgt haben, bleibt uns noch übrig, die Hoffnung auszusprechen, daß einst ein wirkliches „Deutsches Olympia" erstehen werde, ein Kunsttempel, der nicht bloß der Verherrlichung eines Meisters dient, sondern, unabhängig von jeder Clique, allen Schöpfungen des deutschen Geistes offen steht. — Freilich wird diese Hoffnung wohl noch lange unerfüllt bleiben. Doch ich lasse meinem Bruder zum Schlusse das Wort.

„Leichter, als der Kirche und der Schule, würde es dem Theater, mit seinen reichen, die Sinne bestrickenden Mitteln, werden, in den Herzen der Hörer Begeisterung für die idealen Güter und Liebe zum Vaterlande zu erwecken. Statt dessen bemüht es sich, die Phantasie des Publikums mit Bildern des Verbrechens, des Wahnsinns und der Frivolität zu erfüllen.

Man ist bestrebt, das Drama von allen lyrischen und epischen Zuthaten zu befreien und nur die „reine Handlung" vorzuführen. Dem entsprechend, sucht man aus der Oper das melodische Lied zu verbannen, so daß sie nur noch ein in bestimmter Tonhöhe gesprochenes Drama ist, dessen Text aber durch den Lärm der Instrumente unverständlich gemacht wird. Wenn beide in dieser Richtung noch weiter fortschreiten, wird man endlich dahin kommen, die Pantomime und das Ballett für die höchsten Kunstformen zu halten und in ihnen die gräßlichsten und ergötzlichsten Scenen, ungemildert durch Worte, dem Publikum vor Augen zu führen.

G. F. Händel versuchte es, das geistliche Oratorium aus dem Konzertsaale auf die Bühne zu verpflanzen. Vielleicht gelingt es einmal, umgekehrt, das gehaltvolle Drama, das „Buchdrama", wie die modernen Litteratoren spöttelnd sagen, und die melodiereiche Oper edlerer Tendenz aus dem Theater in den Saal zu bringen und dort mit geringen Mitteln, ohne bezaubernde Dekorationen und reich honorierte Primadonnen, bei ganz niedrigen Preisen, dem Volke zur anregenden Unterhaltung zu bieten."

Ende.

Anhang.

Stammbäume der verschwägerten Familien.

1. Joh. Christian **Schultze**, um 1730 Gerichtsbeamter in Meißen.

Heinrich Gottlieb, 1759 Soldat, später Steuereinnehmer in Dahlen.

Heinrich Gottlieb, Förster, 1824 Steuerbeamter in Weißensee (verh. mit Friederike*) Schultze).

Johanna (Th. Schmidt, Inowraclaw).	Heinrich August, in Nordhausen (Wilhelmine**) Emmert).	Wilhelm (Friederike Rödiger, aus Arnstadt).	Auguste.	Friedrich.

2. **Burghard**, Teerofenbesitzer bei Zschakau.

Tochter, † 1829 (verh. mit **Schultze**, dem Sohne eines Dorfrichters bei Torgau).

Friederike*) (Heinr. Gottlieb Schultze).	Tochter (Thronecker, Zschakau).	Tochter (Schmidt, Teerofen).	Tochter (verh. in Dommitsch).	Tochter (verh. in Uebigau).	Tochter.	Karl.

3. **Emmert,** aus Ulm.

- Johann Heinrich, 1774 Seilermeister in Nordhausen (verh. mit Katharina Spröh).
  - Gertrud (Kürbis, aus Gehoven).
  - Elisabeth (Schneidewind, aus Siersleben).
  - Christian (Credo).
  - Wilhelmine (Sieg. Littmann, aus Ohlau.
    - Martin.
    - Sophie (Barthels).
  - Heinrich † 1787 als Soldat am Kap d. g. Hoffnung.
  - Martin (Ernestine***) Rüffer).
    - August, in Hamburg (Johanna Mouchau, dann Caroline von Winterfeld.
    - Karl (Friederike Vogel).
    - Wilhelmine**) (Heinr. Aug. Schultze).
    - Franz (Agathe Kropf, dann Friederike Wiecker).
    - Eduard.
    - Julius.
  - Sophia (David Barthels).
    - Gottfried.
    - Tochter (Ferd. Lüdecke).
  - Gottfried
- Chr. Bernhard (Burchardti).
  - Konrad
    - Tochter (Dr. med. Schlitte).
  - Sohn
    - Tochter (Schenk).
- Anna Marie (Kratz).

4. **Rosenthal,** Brennereibesitzer in Nordhausen.

- Tochter (verh. mit Ernst Rüffer, Kupferschmied).
  - Ernestine***) geb. 1779 (Martin Emmert).
  - Christiane (Lüdecke, Kupferschmied).
  - Tochter (Götting, Brennereibesitzer).
    - Sohn.
    - Mathilde (Teichmüller).
- Sohn, Pastor in Berndten.